

Das Heimische und Fremde revisited

Über Naturschutz und Freiraumplanung, Einwanderungsgesellschaften, die Liebe zur Artenvielfalt, zu solidem Handwerk und ökologischen Überraschungen sowie ein praktisch-programmatischer Ausblick auf den Umgang mit der Stadtnatur

STEFAN KÖRNER

Mit dem Klimawandel und dem Artenrückgang kehrt verstärkt die Debatte über den Einsatz fremder und heimischer Arten in Forsten und Städten zurück. Doch wird sie nicht mehr ganz so erbittert geführt wie Ende des letzten Jahrhunderts. Im Hinblick auf die Gartengestaltung plädieren zwar die beteiligten Entomologen und Ornithologen Goulson (2020), Berthold (2018) und Westphal (2018), im Kontext des Artenrückgangs bei Vögeln und Wirbellosen unisono für die vermehrte Verwendung heimischer Arten, keiner von ihnen schließt jedoch fremde Arten als ‚Exoten‘ so kategorisch aus, wie dies in der Naturgartenbewegung der 1980er Jahren zumindest partiell der Fall gewesen war (vgl. Schwarz 1980). Schwarz hatte damals mit seiner schmalen Broschüre die Debatte entscheidend geprägt, wohingegen schon damals bei LeRoy, dem zweiten maßgeblichen Autor der Naturgartenbewegung der 1980er Jahre, die Abwehr der ‚Fremden‘ keine entscheidende Rolle spielte. Für ihn war vor allem die Förderung der Sukzession als Prozess und als Ausdruck der natürlichen Produktivität wichtig, auch wenn das vereinzelt Pflanzungen nicht ausschloss. Welcher Herkunft hingegen die Arten waren, spielte keine große Rolle (vgl. LeRoy 1978). Und selbst jene Debatte über Neobiota im Naturschutz der 1990er Jahre (vgl. Disko 1996, 1997; Reichholf 1996a, 1996b; dazu ausführlich Körner 2000), die hier noch einmal aus aktuellem Anlass betrachtet werden soll, stützt letztlich den Befund, dass Veränderungen in der Natur durch die Einwanderung fremder Arten nur äußerst selten kategorisch abgelehnt werden, obwohl damals auf den ersten Blick gesehen die eine Seite das Auftreten von Neobiota als Ausdruck eines Zusammenbruchs aller natürlichen Ordnung ansah.

Insofern wird zwar immer wieder im Naturschutz und der ihm nahestehenden Naturgärtnerei die Verwendung heimischer Arten gefordert, doch besteht ein gewisser Interpretationsspielraum dahingehend, was als heimisch gelten kann. Entscheidend ist also, wann eine Art als unüberbrückbar ‚fremd‘ angesehen wird und wann sie als fremde dennoch das Potential zur Integration und sogar zur Bereicherung hat und damit als künftiges Mitglied der angestammten Heimat gelten kann. Denn fremde Arten werden in aller Regel wenig freudig begrüßt, wenn sie aber bestimmte Eigenschaften erfüllen, können sie akzeptiert werden und sind dann irgendwann einmal kulturell so vertraut, dass nicht nur ihre Fremdheit gar nicht mehr auffällt, sondern

dass sie sogar als Bereicherung erscheinen. Dann sind sie Bestandteil des Traditionsbestandes geworden, wie sich beispielhaft in jener Debatte zwischen Rüdiger Disko und Joseph Reichholf aus den 1990er Jahren zeigen lässt. Aber auch ein Blick in die überaus populären Hochglanzzeitschriften, die einem die Liebe zum Landleben verkaufen wollen und deshalb auch die sog. Bauerngärten verklären, ergibt immer wieder, dass in diesen Gärten schon lange fremde Pflanzen, z. B. asiatischer oder nordamerikanischer Herkunft, vorkommen. Dort sind sie für bestimmte Standorte, Jahreszeiten, Feste usw. typisch geworden, wie z. B. Schneeglöckchen im Vorfrühling, Osterglocken, Flieder im Mai und Astern im Herbst.

Sie lassen sich also mit dem Charakter menschlicher Praktiken verbinden und repräsentieren diese, sodass die Debatte über die Bewertung fremder Arten somit im Grunde eine kulturhistorische ist, zu der eine Naturwissenschaft wie die Ökologie nichts aussagen kann. Daher war an der Auseinandersetzung von Disko und Reichholf vor allem problematisch, dass sie als ausschließlich ökologische verstanden und ausgegeben wurde und damit nicht nur der Anspruch einer größeren naturwissenschaftlichen Sachlichkeit erhoben wurde, sondern auch die jeweils vertretenen Forderungen mit dem Nimbus zwingender Handlungsnotwendigkeit umgeben wurden. Das erzeugte einen erheblichen Widerspruch, denn ersteres suggeriert sachbezogene Wertfreiheit, letzteres problembewusste Wertung als Voraussetzung gesellschaftlicher Handlungen. Die dabei in weltanschaulich geprägten Annahmen über das Wesen von Natur und Gesellschaft ganz offensichtlich zu Tage tretenden Werte wurden so von beiden Seiten als Aussagen über faktisch gegebene Natureigenschaften behandelt und damit als unantastbar deklariert, wobei diese Haltung bei der ‚liberalen‘ Seite besonders ausgeprägt war. Das führte dazu, dass sich die Positionen unversöhnlich gegenüberstanden, weil jeder diese scheinbar sachlich zwingende Faktizität für sich beanspruchte und dem jeweils anderen absprach. Man bemerkte zwar bei der Gegenseite durchaus, dass sie aus ihrer Sichtweise heraus spezifische Werte vertrat, bei sich selbst hingegen jedoch nicht, sodass – weil man ja scheinbar rein sachlich argumentierte – schnell ein Ideologievorwurf erhoben war. Diese Diskursstruktur führte zur Zementierung der jeweiligen Positionen, die nur mit einer selbstreflexiven Debatte über den Sinn von Naturschutz und über die jeweils in Anschlag gebrachten sozio-kulturellen Werte zu verhindern gewesen wäre. Dazu waren aber beide Seiten nicht in der Lage.

Im Verhältnis zur Position Diskos, die man als eine konservative Naturschutzhaltung charakterisieren kann, fiel der Vorwurf irrationaler Ideologiebildung von Seiten seines weltanschaulichen Gegners leicht. Ohne große Mühe konnte Reichholf ihm Fremdenfeindlichkeit, mangelnde Weltoffenheit und unökologisches Denken vorwerfen. Seine eigene, ‚liberale‘ Haltung erschien dann im Umkehrschluss nicht nur als wahrhaft zeitgemäße, sondern auch als die einzig richtige, d. h. rational-ökologische. Diese Selbsttäuschung wurde dadurch unterstützt, dass mit dem Liberalismus eine bestimmte Auffassung von Sachlichkeit einhergeht, die u. a. auf die Maximierung von materiellem Nutzen gerichtet ist. Daher wurde richtigerweise zwischen der Schädigung von Nutzungsinteressen durch einwandernde Arten und der Schädigung der vorhandenen Ökosysteme differenziert und gesagt, dass ersteres häufiger, letzteres fast nie der Fall sei. Denn die Ökosysteme seien nicht so festgefügt, wie dies die konservative Position immer behauptete. Damit war die Frage heimatlicher Identität (Eigenart)

holistisch betrachteter Ökosysteme angesprochen, die für Konservative nicht beliebig sein kann. Aber gerade dann, wenn sie die Existenz natürlicher Eigenarten negierte, ging auch die Gegenseite von einem bestimmten Identitätsbegriff aus, nur eben von einem entgegengesetzten, nämlich ‚individualistischen‘. Darin lag im Kern die eigene Selbsttäuschung, weil sie sich damit unerkannt auf eine andere Diskursebene als eine ökologische begab und letztlich ebenfalls über den Sinn des Lebens debattierte. So war es unvermeidlich, dass alternative Werte mobilisiert aber wie bei der konservativen Position gleichfalls als pure Natureigenschaften missverstanden wurden: Weil alles im Fluss sei, gäbe es keine festgefügtten Ökosysteme, sodass sich die Arten allein entsprechend ihrer Umweltansprüche und ihrem zufälligen Vorkommen im Raum kombinieren würden. Was für den einen dann die Wertschätzung scheinbar geschlossener heimatlicher Identität war, war für den anderen das Wohlgefallen am freien Spiel der evolutionären Kräfte, d. h. vor allem, auch wenn das nicht so betont wurde, der natürlichen Konkurrenz. Natur war dann kein weitgehend geschlossenes organisches Ganzes, sondern ein offener Raum von Möglichkeiten.

Da letztlich über Sinnkonstrukte gestritten wurde, waren derartige Wertschätzungen keinesfalls Ausdruck eines rein ästhetischen Wohlgefallens am Naturgeschehen, also nicht zweckfrei, sondern es wurde sofort mit ‚höheren Zwecken‘ verbunden. In der konservativen Haltung ergibt sich daraus das Ziel der Einordnung natürlicher und gesellschaftlicher Entwicklung in den Charakter der vorhandenen lokalen Natur. In der liberalen gibt es hingegen kein derartiges gemeinsames Telos, sodass hier jede einzelne Art nach Lebenschancen sucht und dabei der evolutionäre Zufall eine systematische Rolle spielt. Auch wenn in dieser Positionierung beide Seiten grundlegend verschieden sind, hätte man sich besser darüber unterhalten, was man dann z. B. jeweils unter ‚Bereicherung‘ oder ‚Wandel‘ versteht, denn auch die konservative Position vertrat keineswegs einen rein statischen oder ‚rückwärtsgewandten‘ Natur- und Gesellschaftsbegriff. Allerdings ist hierbei das Verhältnis der ‚Gesellschaft‘ zur ‚Kultur‘ und damit auch ein bestimmtes Verantwortungsverhältnis gegenüber der Natur entscheidend, während im liberalen Verständnis ‚Kultur‘ für die Argumentation keinerlei Rolle spielt, zumindest keine herausragende. Bei der Erörterung derartiger Begrifflichkeiten hätte sich schnell gezeigt, dass eben in beiden Fällen nicht hauptsächlich die ökologische Beschreibung von Naturtatsachen verhandelt wird, sondern vielmehr der Schutz und die Entwicklung bestimmter Naturtypen, die durch bestimmte (Stand-)Orte repräsentiert werden. Damit wäre der Konflikt zwar nicht beigelegt gewesen, weil wiederum unter ‚Typik‘ und ‚Schutz‘ jeweils Unterschiedliches verstanden wurde, doch wäre mit mehr reflexiver Einordnung des je eigenen Selbstverständnisses die Auseinandersetzung rationaler geworden, anstatt dass aus einer vermeintlich unantastbaren Position heraus pauschale Urteile verkündet worden wären. Natürlich hätte man dabei auch ökologische Kausalzusammenhänge ‚erklären‘ können, z. B. die Nutzung bestimmter Ressourcen durch bestimmte Arten, und weshalb sie diese Ressourcen in neuen Räumen finden, sodass sie ihre Areale verschieben. Über den Sinn von Naturschutz wäre damit aber nichts ausgesagt gewesen. Der war aber der Kern der Auseinandersetzung, der aber noch viel tiefer reichte.

Und so wurde letztlich unerkannt eine ökologisch konnotierte Debatte über den Sinn und Zweck von Einwanderung geführt. Das hat den Vorteil, dass zum einen zitierfähig

ausgesprochen wurde, was sonst selten offen gesagt wird, nur eben bezogen auf ökologische Objekte, d. h. auf Pflanzen und Tiere. Zum anderen zeigte sich jene zum gängigen konservativ-bewahrenden Naturschutz alternative und sehr selten vertretene liberale Naturschutzauffassung, die als Schutzauffassung in letzter Konsequenz eigentlich gar keine ist. Sie ist jedoch von Elementen des gegnerischen Ansatzes ‚infiziert‘, vor allem vom Motiv der Wertschätzung typischer Naturzustände, auch wenn eine andere Art von Natur geschätzt wird. Zugleich reduzieren beide Positionen Naturschutz auf Artenschutz, weil die Art eine biologische Kategorie ist, mit deren zentralen konzeptionellen Rolle eine sachlich-ökologische Operationalisierung von Naturschutz gewährleistet zu sein scheint. Artenvielfalt erscheint somit zwar vordergründig als wertfreier Parameter, der aber eben nicht als rein quantitatives Maß Geltung hat, sondern immer auf die Typik von Orten bezogen wird. Jedoch werden verschiedene symbolische Orte geschätzt, in dem einen Fall die Landschaft, in dem anderen die Stadt. Und so handelt diese scheinbar ökologische Debatte auf beiden Seiten letztlich von der Eigenart unserer Kultur und somit auch davon, wie multikulturell und städtisch diese geworden ist, obwohl scheinbar ausschließlich von Naturprozessen und deren Beeinflussung durch den Menschen gesprochen wird.

Die Welt als Ort: Konservative Fremdenskepsis

Knapp zusammengefasst basiert die konservative Form von Naturschutz ökologietheoretisch auf einer auf Clements (1936) zurückgehenden holistischen Definition von Ökosystemen aus. Diese gliedern sich weltweit in organische regionale Einheiten, die durch bestimmte landschaftlich-heimatliche Individualitäten (Eigenart) gekennzeichnet sind. Dadurch, dass diese Weltgegenden eine wesenhafte Eigenart haben, werden sie zu ‚Landschaften‘ oder ‚Orten‘. Jede einzelne der dort vorkommenden Arten trägt dann funktional, ästhetisch und symbolisch zum Ganzen bei, indem sie sich in die Eigenart einer konkreten Landschaft einordnet und diese dadurch weiter ausdifferenziert. So entsteht sinnvolle Vielfalt, die von beliebiger Quantität zu unterscheiden ist. Das je *konkrete* Landschaftsbild repräsentiert dann eine *allgemeine* harmonische Ordnung der Welt, die in regionale Raumcharaktere gegliedert ist. Da diese kosmologische Ordnung Kultur und Natur umfasst, sind menschliche Aktivitäten zum einen grundsätzlich integraler Bestandteil von ihr¹. Sie müssen aber im richtigen ‚Geist‘ ausgeführt werden, d. h. der Ausdifferenzierung der Eigenart dienen. Dann entstehen Kulturlandschaften, die keineswegs statisch, sondern in permanenter Entwicklung sind, weil dann nicht nur die Kultur ‚lebendig‘ bleibt und Stagnation verhindert wird, sondern weil sich auch die Natur selbst immer evolutionär entwickelt.

Auf räumlicher Ebene spiegelt sich das in der Wanderung der Arten. Aber es gibt ‚gute‘ und ‚schlechte‘ Wanderungen. Das Migrationsgeschehen ist dann ‚produktiv‘, wenn zum einen eine Form von Verwandtschaftsbeziehung zwischen den Herkunfts- und den Ankunftsräumen vorliegt. Zum anderen müssen die Arten aus ‚eigener Kraft‘ kommen. Beides ist nur möglich, wenn es sich um europäische Herkunftsräume handelt. Arten hingegen, die aus fremden Weltgegenden kommen, also von anderen Kontinen-

1 Weshalb sich im Naturschutz sehr stark ein Wildnisideal durchgesetzt hat, das die Natur Natur sein lassen will, kann hier nicht Thema sein. Dieses Ideal resultiert aus der Konzentration auf eine naturholistisch-ökologische Perspektive.

te, und damit zu völlig anderen regionalen Eigenarten gehören, müssen auf natürlichem Wege nicht überwindbare Barrieren überqueren, wie z. B. Ozeane. Das können sie nicht eigenständig tun, sondern sie werden entweder unbewusst eingeschleppt oder bewusst eingeführt. Damit wird durch menschliches Tun gegen die natürlich gegebene und geografisch manifestierte Ordnung verstoßen und da die Arten nicht europäisch sind, können sie nicht integriert werden, sondern bleiben ‚Störenfriede‘ oder ‚Gefährder‘. Dagegen wird die behutsame und selbsttätige, also langsame Einwanderung aus benachbarten Regionen als organischer Prozess interpretiert, der im guten Sinne ‚aktiv‘ und bereichernd ist, weil sowohl die heimatliche Natur als auch die Kultur in einem zielgerichteten, teleologischen Prozess durch ihre Ausdifferenzierung zu immer weiterer Vollkommenheit entwickelt werden. Die durch die Kulturlandschaft allgemein symbolisierte kosmologische Totalität ‚wächst‘ dann an konkreten Orten jeweils individuell, indem sie sich wie ein lebendiger Organismus permanent verändert, sich dabei aber ihre grundlegende Identität erhält, die sie von anderen unterscheidbar macht (vgl. zu dieser gesamten, letztlich christlich-humanistisch fundierten Deutungsstruktur ausführlich Eisel 2021 a und b).

Daher ist diese Position gegen beliebige Offenheit gerichtet, die wiederum der ‚liberalen‘ Position vorgeworfen wird. Diese produziere Chaos und allgemeinen Sinnverlust, der sich auch auf der Ebene des Vorkommens von Arten zeige: „Ein Jaguar und ein Gnu im Birkenwald, Gensen unter Möwen auf Helgoland oder Forsythien und Blaufichten im Auwald: warum eigentlich nicht? – ein ‚Spiel von Möglichkeiten‘ (J. Reichholf) eben. Ist es doch dem Jaguar wahrscheinlich gleichgültig, ob er einen Tapir oder ein Gnu erwischt – so wie es dem Fischotter des Autors ‚ziemlich gleichgültig sein dürfte, ob er einen Saibling oder eine Regenbogenforelle erwischt hat‘. Recht ist, was schmeckt. [...] Besonders im Haustierbereich hat Exotisches in Deutschland gegenwärtig Konjunktur: Damwild- und Straußenfarmen, ein Lama-Zuchtverein und ein ‚Erster Bayerischer Kamelreiterverein‘. – *Chaos* freilich, definiert der norwegische Architektur-Theoretiker Christian Norberg-Schulz, komme zustande, wenn *beliebige Formelemente zu beliebigen Zeitpunkten an beliebigen Stellen* auftreten. Das ist’s, was unter anderem auch den Krebs ausmacht und das ist’s, was diese allein menschengemachte und sich immer rascher beschleunigte (sic!) ‚Dynamik‘ so erschreckend macht.“ (Disko 1996, 39 f.; Hervorhebungen d. Verf.) Mit dieser Positionierung gegen ein freies Spiel der Kräfte, wie sie in der Debatte Reichholf vertritt, und der Bezugnahme auf Norberg-Schulz (1982) wird im oben charakterisierten Sinne das Wesen konkreter Orte, d. h. ihr *Genius loci*, zur entscheidenden Kraft einer sinnvollen Welt erklärt. Wird dieses allgemeine Prinzip, ausgedrückt durch den Begriff Eigenart, missachtet, dann wird sinnvolle (Arten-) Vielfalt nicht etwa geordnet weiterentwickelt, sondern vernichtet: Sie ‚entartet‘ und wuchert dann krebstartig, denn wenn alles erlaubt ist, kann keine Ordnung entstehen, sondern nur allgemeines Chaos. Am Ende stirbt der Gesamtorganismus.

So dramatisch diese Bedrohungsängste sind, so falsch ist es zu denken, die konservative Position verteidige lediglich den *Satus quo* oder sei rein rückwärtsgewandt und damit statisch einer musealen Perspektive verhaftet. Vielmehr handelt es sich um ein zum Liberalismus alternatives Entwicklungsmodell. In ökologisierten Terminologie heißt das dann, dass der allumfassende landschaftliche Superorganismus in dem von seiner Eigenart vorgegebenen Rahmen zwar notwendig ‚wächst‘, weil die Evolution

nicht stillsteht, aber eben nicht wuchert. Er entwickelt sich ‚organisch‘, d. h. aus sich heraus, und wird nicht fremdbestimmt. Da deshalb die regionalen Lebensgemeinschaften nicht hermetisch abgeschlossen sein können, wird zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Einwanderern unterschieden. „Gutartige Einmieter“ begnügen sich dann „mit einem *kleinen Plätzchen*“ und zeigen „keinerlei *Gewaltbereitschaft*“. „So ist etwa das in den Walddickichten der Toskana und Südtaliens ein nächtliches Dasein führende Stachelschwein ein Mitbringsel der Römer aus Nordafrika; ebenso als Erinnerung an die Römer gilt die Wildtulpe (*Tulipa sylvestris*) in deutschen Weinbergen. Und was wären eine *Kindheit* und ein *Biergarten* ohne Kastanien oder ein *Muttertag* ohne Flieder? Und wer wollte im Ernst etwas gegen Türkentaube und Karmingimpel haben: gegen Arten also, die ihren Weg durch *eigene Arbeit* zu uns gefunden haben? Und wer wollte es Wolf, Bär oder Luchs verdenken, wenn sie in ihre *uralte Heimat* zurückkehren wollen – auch wenn diese mittlerweile durch Menschenfleiß fast zur Unkenntlichkeit verstümmelt ist. Ein Bedarf allerdings für nordamerikanische Waschbären und ostasiatische Marderhunde läßt sich für Europa nicht erkennen. Zusammen mit dem Millionenheer der Hauskatzen, *Abkömmlinge der Nubischen Falbkatze*, dezimieren nun drei Fremdarten unsere schwindende Vogelwelt.“ (Disko 1996, 39; Hervorhebungen d. Verf.)

Menschliche Tätigkeit („Menschenfleiß“) ist zunächst integraler Bestandteil dieses Entwicklungsmodells, sie wird aber zu etwas Schlechtem, zu Raubbau, wenn sie ihr natürliches ‚Maß‘ verliert und dann die Natur verstümmelt. Dennoch können sich Wölfe, Biber und Luchse wieder etablieren, obwohl man das aufgrund ihrer völlig zivilisatorisch überformten Herkunftslandschaften nicht erwartet hat. Das ist für Reichholf Anlass, dem konservativen Naturschutz eine falsche Natursicht vorzuwerfen. Er nennt derartige Vorgänge „ökologische Überraschungen“ (Reichholf 1996b). Sie zeigen seiner Ansicht nach, dass sich die Arten nicht an die menschlichen Idealvorstellungen von intakten Landschaften hielten (Reichholf 1996b), sondern eben dort hingehen, wo sie ihre nötigen Ressourcen finden, egal wie diese Räume ‚aussehen‘. Da im organisistischen Entwicklungsmodell diese Einwanderungsvorgänge ‚produktiv‘ und ‚friedlich‘ verlaufen müssen, ergreifen die ‚gutartigen‘ und nicht ‚gewaltbereiten‘ Arten keinen Besitz vom Raum, sie werden also keine ‚Eigentümer‘, sondern sind ‚Mieter‘, die mit ihrer ‚eigenen Arbeit‘, mit der sie sich ‚einnischen‘, ‚bezahlen‘. Sie sind also zunächst so etwas wie ‚Gastarbeiter‘, die sich von den Arten mit uraltem Heimatrecht unterscheiden. Aber sie können irgendwann einmal auch heimisch werden (vgl. ausführlich Körner 2000, 78). Das nennt man dann gelungene Integration.

Die anderen aber, die ‚passiv‘ eingeschleppten oder ausgesetzten Arten, haben keine eigene Arbeit geleistet und nehmen sich einfach die Räume, wenn sie einmal angekommen sind. Das ist ein aggressiv-räuberisches Verhalten und das macht sie zu gefährlichen Invasoren. Als solche sind sie oft so überlegen, dass sie nicht nur die heimische Natur erobern, sondern völlig überformen, also in ihrer lokalen Identität auslöschen können. Dabei entsteht keine neue Identität, denn mit ihrer ungebundenen Überlegenheit bewirken die ‚schlechten Fremden‘ dann jene Beliebigkeit und krebsartige Unordnung, die die abstrakte Herrschaft des Weltmarktes, durch den ihre Einfuhr erst ermöglicht wird, sowie den Sieg des anonymen *Universellen* über das konkrete *Individuelle* repräsentiert. Und so ist z. B. die Einwanderung der Schwarzen Holzbiene aus Südeuropa eine Bereicherung, die des Japanknöterichs aber ganz sicher eine ‚ökologische‘ Katastrophe.

Alles ist im Fluss: Liberale Freiheitsliebe

Aus individualistischer Perspektive heraus wird dagegen bestritten, dass durch die Wanderung der Arten Chaos entstehe, weil sich die Natur schlichtweg kein landschaftlicher Superorganismus sei, sich also nicht in organischen Ganzheiten mit einem bestimmten Artenspektrum organisiere. Vielmehr lasse sich die Kombination der Arten zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten Raum durch ihre je einzelnen Ansprüche sowie durch den Zufall ihrer jeweiligen Einwanderung kausal erklären. Diese Perspektive kann dem so genannten individualistischen *Ansatz* in der ökologischen Theorie zugeordnet werden, der auf Gleason (1926) zurückgeht.² Er erklärt die Vergesellschaftung der Arten nicht als Ergebnis fest gefügter ‚ganzheitlicher‘, örtlicher *Lebensgemeinschaften* mit einem eigenen sinnhaften Wesen, sondern mit ihrer mehr oder weniger zufälligen Kombination in einem bestimmten Raum.³ Da es dann auch keine räumlich gebundene Eigenart gibt, ist nebensächlich, wie die Einwanderung geschieht, denn die natürliche Entwicklung wird dann nicht teleologisch bestimmt, sondern als ein freies Spiel der Kräfte. In diesem ist die ‚Leistung‘, d. h. die Konkurrenzstärke der jeweiligen Art, entscheidend, auch wenn das Reichholf nicht so deutlich sagt. Jeder ist also gewissermaßen seines Glückes Schmied und kann ‚Eigentümer‘ werden, wenn er sich einen Ort aneignen kann. ‚Gut‘ ist dann, was sich durchsetzt, d. h. unter den jeweils aktuell herrschenden Umweltbedingungen etablieren kann. Damit spielen die Traditionen und der sie ausdrückende Landschaftscharakter keine normative Rolle, sodass die auch von Reichholf prinzipiell geschätzte Artenvielfalt eine andere ist als im konservativen Modell, nämlich keine ‚gebundene‘; zumindest auf den ersten Blick. Sie ist Ausdruck einer prinzipiell offenen Vielzahl natürlicher Möglichkeiten, in der sich nicht die Eigenart eines Raumes, sondern die ganze Vielfalt des Lebens entfaltet.

Somit zeigt sich auch in dieser Position ein produktives Prinzip, dem ein orientierungsleitender Sinn beigemessen wird, und daher spricht auch Reichholf von einem ‚Wesen‘ der Natur und verwendet somit ein latent metaphysisches Begründungsmuster. Auf dieser Basis appelliert auch er an symbolische Bezüge und präsentiert in der Summe ein klar umrissenes Weltbild als Wertgrundlage: Die Natur sei nicht etwa ein fest gefügtes landschaftliches Ganzes, sondern ein „Spiel von Möglichkeiten“ und ein „offenes System“ (Reichholf 1996a, 22). Irgendwie würden die Arten schon zusammenpassen und sich vergesellschaften, auch wenn nicht von einer organischen Gemeinschaft oder einem Ganzen des Naturhaushaltes, der quasi von einer übergeordneten Instanz zusammengehalten werde, gesprochen werden könne. Dem Bild der Natur als organisches landschaftliches Ganzes wird das der Natur als fließendes Geschehen entgegengesetzt: „Alles fließt“ (*panta rhei*) sagten schon die griechischen Naturphilosophen des klassischen Altertums und stellten sich gegen eine Betrachtungsweise der Natur, die davon ausging, daß alles in einer festgefügtten Ordnung seinen Platz und seine Rolle

2 Der hierbei verwendete Begriff von Individualität unterscheidet sich somit vom Begriff der Eigenart im konservativen, christlich-humanistischen Weltbild vgl. dazu ausführlich Eisel 2021a, 2021b und bezeichnet die dazu alternative liberale Sicht des Menschen als einem Einzelnen; vgl. Körtzle 1999.

3 Eine rhetorische Liberalisierung der organizistischen Auffassung besteht darin, nicht mehr von *Pflanzengemeinschaften*, sondern von *Pflanzengesellschaften* zu sprechen, die durch die Konkurrenz der Arten um Ressourcen zusammengehalten werden.

hat.“ (Ebd.) Dieses Zitat zeigt deutlich, dass sich auch Reichholf mit seinem Rekurs auf die griechische Philosophie hinreißen lässt, nicht nur empirisch ökologische Sachverhalte zu beschreiben, sondern wie Disko Mutmaßungen über das Wesen der Welt zu äußern. Vor diesem Hintergrund wirft Reichholf dann dem holistischen Naturschutz in der Wochenzeitung *Die Zeit* (fälschlicherweise) eine rückwärtsgewandte museale Perspektive vor, die dazu führe, dass er „eine Art von Denkmalschutz“ sei und sich an überholten Kulturlandschaftsbildern orientiere: „Er will ‚Landschaftsbilder‘ bewahren. Alles, was das gewohnte Bild verändert, wird reflexhaft bekämpft. Dabei ist bei uns ohnehin alles Kulturlandschaft. Das Neue – etwa ein Stausee – muß für Pflanzen und Tiere nicht unbedingt schlechter sein als das Alte. Danach wird aber nicht gefragt.“ (Reichholf 1994).

Damit scheint man über den gleichen Gegenstand zu reden, nämlich über Artenvielfalt und den Umgang mit ihr, meint aber ganz Verschiedenes: Die eine Argumentation ist (individualistisch) ganz auf die einzelne Art, ihr Leistungsvermögen und ihre freiheitliche Entwicklungsmöglichkeit bezogen, die andere (holistisch) auf das durch landschaftliche Totalitäten repräsentierte organische Ganze, das Einordnung verlangt. Die scheinbar rein ästhetische Wertschätzung traditioneller Eigenart erscheint dann aus individualistischer Perspektive als subjektives, somit ‚unökologisches‘ Hirngespinnst, während im Kontrast dazu die eigene Position als die wahrhaft rational begründbare erscheint. Doch gerade auch hier wird einer Wertschätzung von Vielfalt das Wort geredet, nur ist es eben keine ‚eigenartige‘, ‚gebundene‘ sondern eine ‚offene‘ Vielfalt, die deshalb auch durch zivilisatorische Strukturen, also moderne Infrastrukturen, wie Stauseen, repräsentiert werden kann, insbesondere auch durch die moderne Großstadt als Ausdruck kosmopolitischer Existenz. Dass durch solche Strukturen Einschleppungen ermöglicht werden, ist dann kein Bruch der Weltordnung, sondern eine Chance für mehr Vielfalt. Entsteht und besteht künftig also im einen Fall die Kulturlandschaft nur dann, wenn sie aus ihrer Eigenart heraus entwickelt wird, wenn also dem technologischen Fortschritt Grenzen aufgewiesen werden, ist im anderen ‚Kultur‘ all das, was die menschliche Zivilisation an Nutzungen praktiziert, denn es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Arten deren Artefakte erobern.

Dem deutlich liberalen Werten folgenden individualistischen Naturbild, das unerwartete Anpassungsleistungen als ökologische Überraschungen schätzt, sei es, weil ehemals autochthone Arten in eine völlige veränderte ‚Heimat‘ zurückkehren, sei es, weil fremde sich neue Welten erschließen und dann, positiv gewertet, als ‚Pioniere‘ auftreten und nicht etwa als ‚Räuber‘, wird von der Gegenseite ein darwinistischer Relativismus vorgeworfen, der den Ernst der Lage verkenne. Darauf wird nicht nur erwidert, dass das Denken in der Kategorie Landschaft unökologisch sei und lediglich bestimmte ästhetische Vorlieben, d. h. die Wertschätzung traditioneller Landschaftsbilder zum Ausdruck bringe. Sondern es werde dadurch auch verkannt, welch fantastischer Naturstandort gerade die Stadt sei (die im konservativen Modell für die Zivilisationssphäre und somit für eine von der Natur entfremdete Existenz, also auch für eine wahllose Vermischung der Arten steht). Zudem würden viele fremde Arten gar nicht ‚die Natur an sich‘ schädigen, sondern sie könnten sich lediglich vor allem an anthropogen geprägten Standorten etablieren und dort dann evtl. menschliche Nutzungsinteressen beeinträchtigen, wie z. B. die Bisamratte, die mit ihren Bauten Dämme unterhöhle (vgl. Reichholf 1996a, 22–23).

Dieser Hinweis auf geschädigte Nutzungsinteressen ist sicherlich wichtig, zumal für diese ‚liberale‘ Kritik spricht, dass ‚Landschaft‘ oder ‚Kulturlandschaft‘ tatsächlich keine naturwissenschaftlich definierbaren Begriffe sind. Vielmehr repräsentieren sie eine kulturgeschichtlich entstandene Idee, die im Heimatschutz auf politische Kontexte übertragen wurde (Kritik an der Industrialisierung, moderner ‚Massengesellschaft‘ usw.) (vgl. ausführlich Trepl 2012). Daher gelten der individualistischen Position Annahmen über eine ‚eigenartige‘ landschaftliche Intaktheit, die es überhaupt erst möglich macht, von Störungen, Verfälschungen oder gar „Verstümmelungen“ (Disko) zu reden, als irrelevant. Dabei verkennt aber Reichholf, dass er sich gerade selbst unbemerkt an einer Debatte über die kulturelle Identität von Orten beteiligt und einfach nur einen anderen symbolischen Raum, nämlich statt der Landschaft die Stadt und deren Typik als weltoffener Ort schätzt. Beide Positionen sind somit in Sinnkonstruktionen eingebunden, die eine politische Dimension haben, sind somit also gar nicht so subjektiv, wie aus der jeweiligen ‚ökologischen‘ Perspektive (holistische oder individualistische) suggeriert wird. Sie sind damit aber auch nicht so naturwissenschaftlich-objektiv, wie ebenfalls jeweils beansprucht. Vor diesem Hintergrund entpuppt sich die Debatte über fremde und heimische Arten als eine ‚ökologisch‘ gefärbte Auseinandersetzung nicht etwa über Naturtatsachen, sondern über das Leben in einer Einwanderungsgesellschaft und darüber, was dann das bewahrenswerte Eigene ist und ob es das überhaupt gibt. Es steht, um es plakativ zu sagen, die Wertschätzung von ‚natürlichen‘ Abstammungsgemeinschaften in konkreten Räumen der Idealisierung der weltweit vernetzten ‚offenen Gesellschaft‘ oder anders ausgedrückt, die Idee des gebundenen der des offenen Fortschritts gegenüber. Und da hier aus konservativer Perspektive gutartige Gäste von bösartigen Invasoren unterschieden werden und solcherlei Begrifflichkeiten aus den behandelten Gründen keinesfalls beliebig sind, kann es auch schon einmal vorkommen, dass in einem anderen praktischen Kontext, nämlich in dem der Bepflanzung von Regenwasserversickerungsanlagen mit regionalen Pflanzen, der Begriff der „Gastarten“ (Duthweiler und Eben 2021, 21) fällt, um die hier zum Einsatz kommenden fremden Arten zu kennzeichnen, so als würden diese, wie man dies auch einst von den Gastarbeitern angenommen hatte, wieder gehen, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben. Unter welchen Umständen sie dann doch bleiben dürfen, wurde oben behandelt.

Die Stadt als Naturstandort

War, wie Disko dies eindrucksvoll demonstriert hatte, die Stadt für den konservativen Naturschutz lange Zeit kein Ort sinnvollen Lebens und damit auch Repräsentantin einer ‚falschen‘ Artenvielfalt, veränderte seit den 1960er Jahren die Berliner Stadtökologie sukzessive diese Auffassung. Sie begann – zunächst notgedrungen, weil durch den Mauerbau der Weg in die umgebende Landschaft versperrt war – urbane Räume als Naturstandorte mit unterschiedlichen Standortpotentialen in Abhängigkeit von Nutzungen, d. h. insbesondere von Baustrukturen, zu entdecken und zu beschreiben. Ende des letzten Jahrhunderts ordnete Kowarik dann die faktisch existierende Stadtnatur unterschiedlichen Eigenarten zu („Natur der ersten bis vierten Art“) und interpretierte das, was bislang eher als ‚gestaltlos‘ und chaotisch erschienen war, als Ausdruck vorwiegend aufgrund kultureller Praxen differenzierter charaktvoller Vielfalt. Dabei war die Pointe, dass zwar eine typisch urban-industrielle Natur mit vielen fremden Arten festgestellt werden konnte, die Stadt aber, bedingt durch ihre historische Entwicklung, auch noch andere Natureigenarten, d. h. Reste der Urlandschaft, der tra-

ditionellen Kulturlandschaft sowie gärtnerische Anlagen einschließt (vgl. Kowarik 1992, vgl. zum gesamten Kontext ausführlich Körner 2005). Damit konnte sie zum Objekt differenzierter Naturschutzmaßnahmen werden. Erstmals wurden urban-industrielle Räume, d. h. ehemalige Brachen mit urbaner Spontanvegetation, geschützt und – da in der Stadt Erholungsflächen rar sind – in Verein mit der Landschaftsarchitektur als Parks gestaltet. So wurde z. B. mit dem Berliner Naturpark Südgelände im Rahmen eines landschaftsarchitektonischen Entwurfs der Versuch unternommen, einen Kompromiss zwischen Betretungsverbot in der von einem Steg erschlossenen und von Rangern bewachten Kernzone sowie Freizeitnutzungen an den Parkrändern zu etablieren. Andere Beispiele sind das Gleisdreieck und der Park auf dem Standort des ehemaligen Nordbahnhofs, beide ebenfalls in Berlin, oder der Landschaftspark Duisburg-Nord.

Für eine konsequente individualistische Sichtweise ist das schon zu viel unnötiger Schutz und teure Gestaltung, weil die Natur wegen ihrer Anpassungsfähigkeit davon weniger benötigt als man denke. Daher brauche sie auch „normalerweise nicht eingesperrt zu werden. Sie sollte das auch nicht ohne wirklich zwingende Gründe. Wer ‚Biotop‘ mit hohen Zäunen absperrt, erzeugt mehr Unmut über ‚die Natur‘ und Abkehr von ihr, als mit solchen Maßnahmen Schutz bewirkt wird. In den Städten ist es besonders wichtig, den Aussperr-Naturschutz zu beenden, um die Menschen, vor allem die Kinder und Jugendlichen, wieder besser an die Natur heranführen zu können. Nicht die eingezäunten Flächen sind die artenreichsten, wie so gut wie alle längerfristig angelegten Studien gezeigt haben, sondern solche, in denen wiederholt ‚Störungen‘ auftreten, die keine Zerstörungen nach sich ziehen. Eingezäunte Biotop wachsen rasch zu und verlieren ihre Qualitäten an Arten. Kulissen- und ‚Feigenblattgrün‘ mag eine Einzäunung nötig haben, dynamische Stadtnatur braucht sie nicht. Und es sollte darin auch weit weniger ‚gestaltet‘ und durchgestylt werden als bisher. Die Qualität eines Naherholungsgebietes erweist sich wirklich nicht nur daran, ob alles perfekt bepflanzt und mit (geteerten) Wegen erschlossen ist. Dickicht und Wildwuchs sind mindestens genauso nötig: vielleicht viel wichtiger – und sie kosten nichts.“ (Reichholf 2007, 298)

In dichtbesiedelten Großstädten stellt sich allerdings durchaus die Frage, ob nicht unreglementierte Freiraumnutzungen doch zu flächigen Zerstörungen führen können, wobei allerdings alle genannten Gebiete, bevor sie Parks wurden, als städtische Brachflächen sowohl eine hohe Artenvielfalt als auch vielfältige Erholungsaktivitäten ermöglichten. Reichhofs Absage an einen Aussperrnaturschutz und an gärtnerisches Feigenblattgrün, überhaupt an landschaftsarchitektonische Gestaltung, das Plädoyer für ‚maßvolle‘ Störungen, die sich aus Freiraumnutzungen ergeben, für einfachen Wegbau und geringe Versiegelung sowie die Wertschätzung kostengünstiger spontaner Vegetation lassen stark an die Kasseler Schule in der Freiraumplanung der 1980er Jahre denken. Diese entspringt aber nicht einem individualistisch-ökologischen Ideenhintergrund, sondern kann als eine ‚progressive‘, d. h. ‚materialistische‘ und politisch auf individuelle Emanzipation gerichtete Umdeutung des konservativen Gedankenguts des Heimatschutzes bei seiner Anwendung auf die Stadt interpretiert werden. Nur wurde aus ‚Heimat‘ ‚Lebenswelt‘, d. h. es wurde eine zum Konservatismus alternative ‚linke‘ Entfremungskritik in einen ganz speziellen Planungsansatz überführt, dessen Ziel weder die Einordnung in eine lokale Eigenart und damit weder ein herkömmlicher Natur- und Artenschutz, noch eine Annäherung an die Landschaftsarchitektur war,

wie bei Kowarik, sondern die Emanzipation der Individuen von ‚repressiven Gesellschaftsverhältnissen‘ im Alltagsleben. Dennoch wies dieser Ansatz weiterhin zentrale wertkonservative Elemente auf, insofern zwar keine Einordnung in Natur und Gemeinschaft vorgesehen war, aber dennoch sowohl auf natürlicher als auch gesellschaftlicher Ebene individuell-konkrete, d. h. ortsgebundene Lebensverhältnisse zu verteidigen waren, ohne aber einen *Genius loci* zum Wesenskern der Welt zu stilisieren. Solides Handwerk sowie sanfte Eingriffe wurden geschätzt, weil konkrete Nutzungstraditionen in ihren lokalen Manifestationen nicht abstrakt überformt werden sollten, sondern behutsam weiterzuentwickeln waren. Die Maßgaben der Verbesserung sollten dabei aus einer intensiven ‚Beobachtung‘ der Lebenswelt gewonnen werden.

Reichhofs weit gefasster Kulturbegriff, der letztlich alle menschlichen Nutzungen einschließt, lässt hingegen keine Ableitung klarer Kriterien für eine sinnvolle (Stadt-) Planung zu, da für ihn letztlich alle zivilisatorischen Aktivitäten, außer die industrialisierte Landwirtschaft, letztlich der Artenvielfalt förderlich sind. In der Konsequenz ist dann eine weitere Verstädterung zu begrüßen, weil dadurch die Strukturvielfalt erhöht und der Bebauungsdruck auf die zunehmend raren Stadtbrachen minimiert wird (vgl. Reichholf 2007, 26-32; 294). Auch die dabei zunehmende Flächenversiegelung ist dann kein Problem, weil sie bewirke, dass Nährstoffe aus der Stadt abgeführt würden und ihre Standorte mager und damit artenreich blieben (vgl. ebd., 36). Die ausschließliche Fixierung auf den Artenschutz lässt so die Stadt vor allem gegenüber dem ausgeräumten und von industrialisierter Landwirtschaft monotonisierten Land als idealen ‚Lebensraum‘ erscheinen, an dem nahezu nichts zu kritisieren ist, auch nicht der Lärm, denn auch der interessiere die Tiere nicht (vgl. ebd., 154-160).

Eine derartige, im Grundsatz positive Einstellung gegenüber der urbanen Lebensweise ist auch bei der Kasseler Schule zu verzeichnen, nur idealisiert sie diese nicht, sondern sieht sie schlichtweg als Ausdruck zeitgenössischer Vergesellschaftung und Technologien an. So wie die vorindustriellen Techniken die traditionelle Kulturlandschaft geschaffen haben, so entsteht eine urbane auf Basis moderner Lebensformen. Das heißt, auch eine ‚typische‘ Natur, die man deshalb nicht eigens schützen muss. Dabei hätte die Kasseler Schule aber niemals von ‚Kultur‘ gesprochen, nicht nur, weil die Stadt nicht idealisiert werden sollte, sondern weil der Begriff enger gefasst verstanden wurde, nämlich als Hochkultur, die den ‚Leuten‘ aufgezwungen wird, wie etwa auch durch die ‚elitären‘ Entwürfe der Landschaftsarchitektur. Auch wird nicht beansprucht, im Namen der Natur zu sprechen, obwohl die städtischen Spontanvegetation als natürliches Gegenüber der städtischen Lebensform geschätzt wird. Doch wird die urbane Artenvielfalt nicht als Maßstab ‚guter Lebensverhältnisse‘ angesehen, vor allem nicht ausschließlich, sondern vegetationskundlich zu erfassende Pflanzenbestände als Indikator für Standortverhältnisse und damit auch für historische und aktuelle Nutzungen betrachtet. Das eröffnet die Möglichkeit, die Beobachtung und Pflege der städtischen Naturausstattung aus einer vielschichtigeren Perspektive anzugehen als Reichholf. Gerade in Zeiten der Anpassung der Städte an den Klimawandel und des Rückgangs zahlreicher Arten lassen sich somit aus diesem Ansatz wertvolle Anregungen für einen konkreten und ‚nachhaltigen‘ Umgang mit städtischer Vegetation im Verhältnis zu den Lebenswelten der Stadtbewohner gewinnen.

Emanzipiertes Wohnen

Zum Verständnis des Kasseler Ansatzes in der Freiraumplanung muss die scheinbar rein ökologische Ebene des Artenschutzes verlassen und zunächst seine gesellschafts-politische Intention dargelegt werden. Wie mehrfach dargestellt (vgl. Körner 2016; 2017; 2019; 2020, 354-359), war für sie die sozial autonome Organisation des Alltagslebens und die ‚verständige‘, handwerklich versierte sowie materiell sparsame Anlage öffentlicher, halböffentlicher und privater Räume zu dessen Unterstützung zentral. Die Kasseler Schule positionierte sich damit sowohl gegen einen ‚von oben‘ kommenden staatlichen Naturschutz, der die produktive Aneignung von Räumen als Basis individueller Emanzipation durch Aussperrgebote behindere, als auch gegen eine künstlerisch motivierte Landschaftsarchitektur, die als ‚abgehoben‘ verstanden wurde und ebenfalls i. d. R. im öffentlichen Auftrag tätig ist. Zwar bezeichnete Hülbusch (1967) in seiner Diplomarbeit (nachträglich publiziert in Hülbusch 1999) die Stadt noch als zeitgemäßen „Lebensraum“, der die aktuellen Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens repräsentiere, und lenkte damit parallel zur Berliner Stadtökologie den Blick auf sie als Ort von sowohl menschlichen als auch natürlichen Lebensformen. Im Gegensatz zur konservativ-völkischen Konnotation des Lebensraumbegriffs war hier aber weder die Einordnung der Gesellschaft in die Natur, noch die des Einzelnen in die Abstammungsgemeinschaft, sondern im Gegenteil die Emanzipation des Individuums in seinem alltäglichen Leben gemeint, die aber dennoch zu typischen Naturzuständen führt. An die Stelle von ‚Lebensraum‘ trat dann in der gesamten Freiraumplanung, wie auch alternativ zu ‚Landschaft‘, der Begriff des ‚Freiraums‘ als eine neutralere Bezeichnung für das professionelle Objekt. Dadurch entstand aber im Verhältnis zu ‚Landschaft‘ eine symbolische Leerstelle, die vor allem in der Kasseler Schule ergänzend mit dem Begriff der Lebenswelt nach Schütz (1974) wieder gefüllt wurde. Der weitgehend neutral gehaltenen Objektbegriff Freiraum verwies so wieder auf die Geltung konkreter Orte. Nur war auch hier zunächst eine andere Geltung gemeint als im konservativen Entwicklungsmodell. In diesem Sinne sind nach Kasseler Lesart⁴ die Freiräume der Lebenswelt Orte, an denen im Rahmen eines routinegeleiteten Alltagslebens und oft trivialer Gebrauchskontexte lokale Identität hergestellt wird. Da diese Identität nicht durch Einbindung in ein vorgegebenes Ganzes entsteht, sondern sich ‚von unten‘ ausgehend durch erfahrungsgeleitete Aneignungshandlungen der Leute etabliert, tritt der Begriff der Aneignung⁵ an die Stelle von Gestaltung als Ausdruck des produktiven Potentials nicht der Natur und auch nicht der Kultur, sondern der Gesellschaft. In ihr lassen sich die Individuen nicht von Autoritäten bestimmen, sondern nehmen zwar an der ‚Gemeinschaft‘ der konkreten Lebenswelt teil, ordnen sich ihr aber deshalb auch nicht unter. Damit wird letztlich ein Programm vertreten, das einen dritten Weg zwischen konservativen und liberalen Prinzipien einschlagen soll, denn individuelle Nutzenkalküle spielen wiederum im Gegensatz zum Liberalismus keine exklusiv gesellschaftsbildende Rolle, obwohl Nutzungen immer bedacht werden. Daher soll von alltagsweltlich bewährten räumlichen Problemlösungen gelernt werden, um dann die Freiräume behutsam zu

4 Die der zweiten Ausprägung der Freiraumplanung, der Hannoveraner, war verhältnismäßig simpler: Man möge einfach die (meist nicht näher beschriebenen) Bedürfnisse der ‚Leute‘ beachten und alles werde gut; vgl. zum Gesamtkontext Körner 2001, Kap. 5: Die Sozialwissenschaftliche Freiraumplanung, S. 239-353.

5 Vgl. dazu Körner (2017).

verbessern. Neben dem Gebrauchswissen der Menschen – das Wort Gebrauch drückt im Gegensatz zur Nutzung die Bindung an bewahrenswerte lebensweltliche Bräuche und d. h. Traditionen aus⁶ –, das durch Kartierungen und hermeneutisch interpretierendes Lesen der materiellen Spuren in den Freiräumen sowie durch die qualitativen Erzählungen der dabei angetroffenen ‚Bewohner‘ erschlossen werden soll (vgl. Hard 1995), sind auch hier ökologische Wissensbestände, d. h. vor allem vegetationskundliche, zentral. Denn vor allem nicht gepflanzte, spontane Pflanzenbestände drücken authentisch die natürlichen Standortfaktoren sowie die historischen und aktuellen Nutzungspotentiale an konkreten Orten aus. Dieses Wissen wird jetzt aber nicht auf die Land- und Forstwirtschaft oder auf den Naturschutz und die Landschaftsgestaltung angewandt, wie von Tüxen ursprünglich vorgesehen (vgl. Körner 2001, 280–286), sondern auf die städtische Freiraumplanung, die es zu Tüxens Zeiten noch gar nicht gab. Damit wird letztlich ein Mittelweg zwischen naturalistischer und gesellschaftspolitischer Orientierung beschritten, sodass die Kartierung von Vegetationsbeständen im Verhältnis zu Nutzungen, materialisiert in Baustrukturen, Gebrauchsspuren (z. B. Trampelpfaden), zu einer Art „Geografie des Alltagslebens“ (Körner 2017, 142) führt.

Zentrale Grundlage emanzipatorischen Lebens ist die „Autonomie im Wohnen“ (Bellin-Harder 2017, 63) als basale kulturelle Tätigkeit und als Voraussetzung der Bewältigung des Alltags im Sinne größtmöglicher Verfügungsmöglichkeit über private, halbprivate und öffentliche Freiräume (vgl. I. M. Hülbusch 1978). Wohnen als Kern autonomer Identität impliziert dann weitgehende Selbsthilfe und -versorgung, insbesondere im reproduktiven Bereich der bürgerlichen Kleinfamilie, und basiert auf der „Verfügung über Haus und Hof“ (Hülbusch 1981, 327, Bellin-Harder 2017, 53). Dieses Verständnis des Wohnens als häusliche Ökonomie und als Grundbedingung der Freiraumorganisation bedingt die aus ihm abgeleiteten Metaphern: So ist der Garten bzw. der Hof das „Außenhaus“, der dem „Innenhaus“ zugeordnet ist (I. M. Hülbusch 1978). Seine grundlegenden Elemente sind das „Dach“, nämlich das Baumdach, die „Wand“, d. h. die Hecke, und der „Fußboden“ als Bodenbelag (vgl. Sauerwein 1995/96, 31), der vorzugsweise als vegetationsfähige wassergebundene Decke ausgeführt wird. Und da Planung behutsam sein soll, folgt daraus der Auftrag, die jeweiligen Freiräume mit sparsamen Mitteln zu verbessern, d. h. mit „minimalen Eingriffen“ (Burkhardt 1985) in ihrer Gebrauchsfähigkeit so zu steigern, dass sie in ihrer lebensweltlichen Identität erhalten bleiben. Statt bewusster Einordnung wird die Verwendung „sanfter Technik“ (Auerswald et al. 1986, 10) anempfohlen, um diese Verbesserung minimalinvasiv zu ‚gestalten‘.

Das aus dem ‚Verständnis‘ bewährter städtebaulicher Vorbildern erarbeitete Ideal ist dann vor allem das Reihenhauses als flächensparende und sinnvoll organisierbare städtische Form einer seriell aneinander gereihten bodengebundenen Verbindung von „Haus und Hof“: Hier wird der Übergang von öffentlichem Straßenraum zu den privaten Wohnräumen durch den halböffentlichen Vorgarten als Distanzraum hergestellt und rückwärtig jeder Wohnung ein eigener Garten oder ein Hofraum zugeordnet (vgl. Hülbusch 1981, 327–328). Sehr beliebt sind aber auch gründerzeitliche Quartiere. Sie erlauben zwar keine – zumindest partielle – Selbstversorgung durch Nutzgärten, doch weisen sie durch Alleen und Vorgärten zonierte Straßenräume sowie häufig auch jene klare Trennung von

6 Vgl. <https://www.dwds.de/wb/Gebrauch>; Zugriff 05.04.2022.

öffentlichen, halböffentlichen und privaten Räumen und vor allem eine als ‚grüne Patina‘ im Laufe der Zeit entstandene Vegetationsausstattung auf. Diese ist in ihrer Gestalt auch für Laien gut lesbar und unterstützt damit die Gebrauchsfähigkeit der Freiräume, indem sie räumliche Orientierung bietet und sich intuitiv im Hinblick auf Nutzungspraxen interpretieren lässt (vgl. Hard 1995). So ergibt Verhaltenssicherheit und damit Entlastung im Alltag. Durch flächige Einsaat, in die sich Gebrauchsspuren einprägen konnten, wurde sie, wie wir noch genauer sehen werden, bei den Versuchen der Schule auf dem Campus am Holländischen Platz nachgeahmt, um die Orientierung im Freiraum zu erleichtern (vgl. Sauerwein 1995/96, 31).

Mit dieser Deutung des Wohnens als zentraler Voraussetzung für die Raumaneignung steht die Kasseler Schule im Fach keineswegs allein. Auch für Mattern (1950) und Jackson (1952), große Vorbilder der Landschaftsarchitektur, ist ‚Wohnen‘ Kern des ‚Behaustseins‘ in der Welt, sodass das Haus die Urzelle des Seins ist, von dem aus sich die Kulturlandschaft als human gegliederte, heimatliche Welt erschließt (vgl. dazu auch Norberg-Schulz 1982, der von Disko zitiert wird). Damit ergibt sich eine gewisse Konvergenz freiraumplanerischer, landschaftsarchitektonischer und naturschützerischer Positionen, wobei die Kasseler Schule derartigen Deutungen über das ‚Wesen der Welt‘ sehr skeptisch gegenüberstand und mit der vegetationskundlich geleiteten Untersuchung materieller Gebrauchsspuren eine empirische Ebene etablierte, die das Verständnis von Raumaneignungen rational kontrollierbar machen sollte. Doch ist das und die Tabuisierung von Begriffen wie ‚Kultur‘ oder ‚Gestaltung‘ noch kein hinreichender Schutz vor essentialistischen Idealisierungen, die der Kasseler Schule gerade im Hinblick auf die Bedeutung der Lebenswelt und der offenbar irgendwie angebotenen, unentfremdeten ‚Kundigkeit‘ oder ‚Klugheit‘ der Leute selbst immer wieder unterlaufen ist (Lührs 1994, 32–34). Und so wurde von ihr unterschwellig immer mitverhandelt, was wegen seiner herkömmlich konservativen Struktur nicht offen gesagt werden durfte, nämlich, dass zum einen lokale ‚Kulturen‘ räumliche Identitäten konstituieren und dass man bei deren Bearbeitung immer auch Eigenart ausgestaltet, wenn auch sehr begrenzt.

Dass aus ideologischen Gründen oder auch aus gedanklichen Missverständnissen heraus bestimmte Dinge nicht benannt werden und dann unterschwellig ihre Wirkung entfalten, ist nicht nur bei der Kasseler Schule zu verzeichnen. Dies zeigt sich bezogen auf das sinnvolle Wohnen auch bei anderen Autoren, die z. B. generell bestreiten, dass es so etwas wie eine einheitliche kulturelle Identität überhaupt gibt. Doch tauchen auch hier in der eigenen Argumentation zentrale Ideenelemente dessen, was gerade negiert werden soll, wieder auf. So geht beispielsweise auch Jullien (2017) davon aus, dass Kulturen nicht abstrakt sind, wie etwa der Staat, letztlich also nicht nur Rechtsgebilde, sondern immer konkret, weil sie lokal eingebunden sind. Auch für ihn ist das Haus bzw. der heimische Herd das Zentrum menschlichen Lebens. Er betont daher, „dass eine Kultur stets in einem bestimmten Gebiet, in einem bestimmten Milieu entsteht und sich entwickelt. Sie ereignet sich stets lokal, in einer Nähe und in einer Landschaft. In einer Sprache und einer Atmosphäre, die ihre Prägnanz ausmacht. Noch passender als lokal erscheint mir dabei der Begriff flokal: Kultur entfaltet sich stets von so etwas aus wie einem ‚Herd‘ (foyer) aus, als innerster Ort menschlicher Siedlung, durch das Singuläre hindurch – denn nur das Singuläre ist kreativ.“ (Jullien 2017, 53–52). Allgemeines

Kennzeichen von Kulturen ist also auch hier, individuell und lokal, d. h. landschaftlich eingebunden zu sein. Und da das Leben nicht stagniert, sondern immer weitergeht, sind die Kulturen „kreativ“, weil sie entwicklungsfähig bleiben müssen, um Neues aufnehmen und verarbeiten zu können.⁷

In der Kasseler Schule liest sich das so: Tragende Kraft der Gesellschaft ist die lokal verankerte konkrete Lebenswelt. Der kreative Anteil des Lebens ereignete sich dann in der individuellen Aneignung der Freiräume durch ‚die Leute‘, wobei sich der ‚Fortschritt der Kultur‘ in der sukzessiven Weiterentwicklung bewährter Problemlösungen bei der praktischen Bewältigung des Lebensalltags einstellt. Da aber weder das Haus als Urzelle des Seins verklärt, sondern als Voraussetzung materieller (Re-)Produktion verstanden wird, noch die Kreativität der Kultur idealisiert und z. B. auf einzelne besonders gestalterisch begabte künstlerische Individuen projiziert wird, wie in der Landschaftsarchitektur, und da auch nicht das organische oder alternativ evolutionär-kreative Wesen der Natur hervorgehoben wird, wie im konservativen und im liberalen Naturschutz, muss jene lebensweltlich ‚Klugheit‘ der Leute diese Leerstelle füllen. Sie folgen zwar in weiten Teilen bewährten Routinen, wissen sich aber immer zu helfen und stehen dabei in Opposition zu einer obrigkeitsstaatlichen Politik und Verwaltung, die von oben herab agieren.⁸ Dabei sind sie das ‚eigentliche‘ kreative Potential der Kultur, das sich dann auch wesenhaft und praktisch in der Spontanvegetation spiegelt. Spontanatur, nach Kowarik Teil der „Natur der vierten Art“, und „Spontankultur“ (Sauerwein 1995) sind dann eins, sodass dieser Typ von Vegetation, „Lehrmeisterin“ (Auerswald et al. 1986, 10) bei Herstellung und Pflege städtischer Freiräume ist.

Diese antiautoritäre und antimetaphysische, gleichwohl aber essentialistische Position muss, da sie von der Schule nicht selbst reflektiert wurde, gewissermaßen gegen den Strich gelesen werden, um herauszubekommen, was genau im Hinblick auf den Umgang mit der Stadtnatur ‚Sache ist‘. Denn weder reflektierte sie ihr wertkonservatives Fundament (Wertschätzung sinnvoller Traditionen, soliden Handwerks sowie der vorzugsweise im Reihenhaus wohnende bürgerliche Kleinfamilie als zentraler gesellschaftlicher Fixpunkt, ideal verkörpert durch Hülbuschs eigene Familie etc.) noch wurde ihr emanzipatorischer Antrieb in allen Bereichen umgesetzt. Er richtete sich als ‚Systemkritik‘ vor allem nach außen, während sie im Inneren eine auf Hülbusch zentrierte autoritäre Struktur aufwies. Insofern kann bei oberflächlicher Betrachtung der Schule der Schein immer trügen. Die Umdeutung politisch traditionell konservativer Begrifflichkeiten – Landschaft zu Freiraum, Lebensraum und Gemeinschaft zu Lebenswelt, Wahrung der Eigenart zu minimalem Eingriff, Gestaltung zu Aneignung – und durch ihre

7 Bei Jullien handelt es sich um eine Verwechslung von ‚Kultur‘ mit dem politischen Begriff der Nation. Er führt aus, dass auch in Kulturen intern immer verschiedene Identitäten vorliegen, wie z. B. bei Frankreich, das zum einen katholisch geprägt ist und zum anderen durch die Aufklärung. Hier müsste er den Begriff der Nation verwenden statt den der Kultur. Denn im Gegensatz zu Nationen sind Kulturen nicht mit politischen Territorien deckungsgleich und haben nach seinen eigenen Worten jeweils eine bestimmte Identität, die sie von anderen unterscheidbar macht.

8 So kann der Widerspruch entstehen, dass Planer Regeln der Freiraumanlage erstellen, die sie den eigentlich autonomen und kompetenten Individuen als Maßgaben zur Verbesserung ihres Lebens präsentieren; vgl. Bellin-Harder (2017).

Aufladung mit emanzipatorischen Gehalten – Autonomie, Egalität, Spontanität – sicherte dann zwar rhetorisch die Zugehörigkeit zum progressiven Lager ab, letztendlich handelte es sich aber um eine nicht-völkische Reaktivierung des traditionellen ‚Land und Leute‘-Paradigmas der Geografie und der völkischen Landschaftsgestaltung, die Naturschutz und Landschaftsarchitektur ideologisch näher steht, als ihr lieb ist. Für Urbanität und damit einhergehend für Repräsentation und Stilisierung städtischer Lebensweisen, wie sie etwa Bahrdr (1962) beschrieben hat, war da trotz Anerkennung zeitgenössischer Vergesellschaftung wenig Platz. Unter der Hand hieß „Autonomie im Wohnen“ nach Möglichkeit vor allem Eigentumsbildung, weil das größtmögliche Verfügungsgewalt garantiert (was aber auch nicht so offen gesagt wurde) und Entwicklung der Eigenkompetenz, also Selbstversorgung, z. B. mit Gemüsegärten, sodass letztlich jeder auf seiner Scholle zum Siedler wird. Auf städtebaulicher Ebene endete daher das Ideal befreiten Wohnens konzeptionell im kleinstädtischen Siedlungsbrei der Vorstadt als serielle Aneinanderreihung von Haus und Garten, sodass letztlich weniger der gesellschaftsverändernde Gestus der Kasseler Schule Bedeutung hat, als vielmehr die von ihr erarbeiteten *praktischen* Erkenntnisse im Umgang mit städtischen Freiräumen, insbesondere mit städtischer Vegetation. Auf sie soll es hier ankommen. Denn diese Schule lenkte den Blick wieder darauf, dass die relevanten professionellen Planungsobjekte nicht allein geschützt werden müssen, wie im Naturschutz, und auch nicht allein in der Gesellschaft zu suchen sind, wie dies durch andere Ausprägungen der Freiraumplanung oder auch durch die explizit urban orientierte Landschaftsarchitektur suggeriert wurde und wird, sondern auch in der Natur, d. h. in der Vegetation als Indiz von Aneignungen und – so wäre dies aber nie gesagt worden – als Material behutsamer Gestaltungen zu praktischen, d. h. gebrauchsausorientierten und stadtökologischen Zwecken.

„Vegetationshandwerk“⁹: Pflanzenbestände verstehen und verwenden statt (Stadt-)Natur schützen

Wie das Gesellschaftsverständnis folgte auch das der Vegetation letztlich weitgehend konventionellen Bahnen, was in diesem Fall gut ist. Denn die den Freiraumuntersuchungen zugrunde gelegte Vegetationskunde, wie sie Tüxen aus einem organisistischen Verständnis typischer Kombinationen von Pflanzen in Abhängigkeit von konkreten Standortfaktoren entwickelt hatte, ließ bei der Pflanzenverwendung weder eine völlige individualistische Offenheit im liberalen Sinne zu, noch eine ästhetisch motivierte Jagd auf Kuriositäten und Liebhaberpflanzen. Stattdessen mussten zu den Freiraumnutzungen passende Pflanzen gefunden werden, die standorttypisch waren oder das Potential hatten, es zu werden. Das führte zunächst zu einer Bevorzugung der Spontanvegetation gegenüber dem gärtnerisch erzeugten Zier- und Repräsentationsgrün. Sie kommt in urbanen Freiräumen nicht nur von selbst, sondern verträgt auch ‚Störungen‘ durch Aneignungen, d. h. sie kann sich selbst reproduzieren und somit sowohl mit sparsamen Mitteln angelegt als auch unterhalten werden. Dennoch aber wurde sie bei den Versuchen auf dem Campus der heutigen Universität Kassel bewusst mit noch anderen Arten angereichert, weil ein ruderaler Charakter (*rudus* = Schutt), der als Indiz von Verwahrlosung gelesen werden kann, vermieden werden sollte, ohne dass die grundsätzliche Spontanität der Vegetation gemindert und die Bestände in dann mehr oder weniger statisch zu pflegendes gärtnerisches Zier- und Repräsentationsgrün transformiert wird (vgl. Sauerwein 1995/96, 109). Diese weitgehend uneingestanz-

9 Sauerwein 1995/96.

dene Praxis steht nur scheinbar in Widerspruch zur eigentlichen Wertschätzung von Brachen als „dysfunktionale Freiräume“. Diese wurden nicht etwa als Orte von Artenvielfalt verstanden, wie im Naturschutz, sondern als solche freiheitlicher Aneignung, z. B. durch Kinderspiel, weil sie zumindest temporär von Verwertungskalkülen durch die Eigentümer und einer ‚Vereinnahmung‘ durch die ästhetisch vorgehende Landschaftsarchitektur oder den ‚aussperrenden‘ Naturschutz befreit sind (vgl. Hülbusch 1981, auch Sauerwein 1995). Da – quasi äquivalent zum konservativen Motiv einer Freiheit in Grenzen – nur ‚produktive‘ Aktivitäten gefördert werden sollten und nicht etwa Müllabladen, provoziert durch ein zu verwahrlostes Aussehen, wurde die Spontanvegetation so angereichert, dass ihre ‚Eigenart‘ nicht verfälscht wurde. Die daher auf dem Campus verwendeten Arten waren verwilderungsfähige ‚einheimische‘ Wildarten der Trockenrasen und Thermophilen Säume des Kasseler Umlands sowie robuste traditionelle, also praktisch bewährte Gartenpflanzen, die eine attraktive Blüte bieten. So wurde die charakterbestimmende Spontanität erhalten, dadurch ‚produktive‘ Aneignungsfähigkeit signalisiert und praktisch die Fähigkeit der Vegetation bewahrt, auf ‚Störungen‘ flexibel zu reagieren. Damit wurde für die Pflanzenverwendung erstens die ‚verständige‘ Beachtung der Vegetationsdynamik zentral. Zweitens musste die Pflege anders organisiert werden, weil sie entgegen aller gärtnerischen Traditionen mit dieser Dynamik arbeiten musste. Der Zwang, sich über Pflege Gedanken zu machen, ergab sich aber auch aus den engen und verwinkelten Freiräumen auf dem Campus, wo eine freie Sukzession, also die Entwicklung frei wuchernder Hochstaudenfluren und Gebüsche schon allein aus Platzgründen keine Option war. Damit liegt die bis heute wirkende Originalität der Pflanzenverwendung der Kasseler Schule in der Arbeit mit verwilderungsfähigen Wild- und Gartenarten vorzugsweise im urbanen Raum und in der intensiven Befassung mit angepassten Techniken, die in diesem dynamischen Rahmen die Vegetation lokal angemessen und arbeitsminimierend stabilisieren (vgl. dazu Sauerwein 1995/96).

Die Kasseler Schule zeigte so parallel zur Berliner Stadtökologie (vgl. Körner 2005) und ganz im Sinne Reichholfs, dass nicht nur der Gegensatz von Stadt und ‚wertvoller‘ Natur faktisch nicht existiert, sondern vertiefte auch gleichzeitig das Verständnis ihrer anthropogenen Prägung als unintendierter Nebeneffekt von Gebrauchshandlungen und von bewusster Anlage und Pflege. Im Gegensatz zur Stadtökologie war sie aber bedingt durch ihre grundsätzlich emanzipatorische Positionierung weit davon entfernt, der städtischen Natur einen Naturschutzwert zuzusprechen. Da die nicht unbegründete Befürchtung war, dass dann aus einer naturalistischen Perspektive heraus die Freiräume als möglichst pure Natur betrachtet und Aneignungshandlungen durch jenen „Aussperr-Naturschutz“ (Reichholf 2007, 298) unterbunden werden, wurde auch die Anwendung von naturschützerischem Gedankengut auf den Garten, d. h. die Idee des Naturgartens als Raum wertvoller Biotope, als eine menschenfeindliche Aktivität verstanden (vgl. Kienast 1981). Wenn zudem wenig Verständnis für Repräsentationszusammenhänge vorliegt, dann bleibt als Rolle für den privaten Garten im Grunde ‚nur‘ die des Nutzgartens als Bestandteil der häuslichen Ökonomie (Reproduktion, Selbstversorgung).

In Abgrenzung sowohl von der Zier- als auch Naturgärtnerie beschrieb die Kasseler Schule damit schon früh Planungsgrundsätze, die nicht nur auf die Förderung von Aneignungsmöglichkeiten bezogen waren, sondern auch für eine ‚naturnahe‘ Freiraumentwicklung

sehr lehrreich sind, obwohl gerade das von ihr gar nicht beabsichtigt war. Daher verwundet es nicht, dass heute praktisch versierte Naturschützer im Hinblick auf vogelfreundliche Gartengestaltungen ganz ähnliche wichtige Freiraumelemente erwähnen, wie robuste und günstige, deshalb weitgehend heimische Gehölze, Krautsäume an den Übergängen zwischen den verschiedenen Nutzungen und vor allem wassergebundene (oder alternativ mit Natursteinen belegte, fugenreiche) Gartenwege, die nicht penibel sauber gehalten werden, sodass sich die Spontanvegetation ansiedeln kann (Berthold 2018, 237-247). Als Bestandteil „erfreulicher Nutzgärten“ sollten für die Kasseler Schule derartige Säume allerdings nicht zu breit sein, weil sie dann nur produktive Fläche verschwenden und daher als Hochstaudenfluren, was Zierstaudenbestände an Zäunen oder zwischen den Beeten in traditionellen Nutzgärten aus vegetationskundlicher Perspektive letztlich ja sind, Verbrachungen anzeigen (vgl. Bellin und Hülbusch 2001, 57-58, 146-147). Vom Bild her erinnert das Gesamtergebnis dann an Freiräume und Gärten, wie sie vor dem Masseneinsatz von Herbiziden und Asphalt (= ‚harte‘ Technik) lange gebräuchlich waren und wie sie noch heute häufig in südost- bzw. osteuropäischen Ländern zu finden sind oder auch vor der Wende noch in Ostdeutschland zu sehen waren: Viele Nutzpflanzen, Platz- und Alleeebäume als Schattenbäume sowie Hecken und Zäune, wenig Zierpflanzen, kein unbetretbarer Repräsentationsrasen und wenig Flächenversiegelung, statt dessen weg begleitende kräuterreiche Trittrasen, die bei verringerter Trittintensität in Säume entlang der Nutzungsränder oder an Fassaden übergehen. In der städtischen Variante finden sich diese Ausstattungselemente angepasst an einen größeren Verschleiß, d. h. bei einem verstärkten Einsatz von Pflaster und Platten, vor allem in der gründerzeitlichen Bebauung mit ihren Alleen, Plätzen und Vorgärten. Nach über hundert Jahren hat sich hier auch eine standörtlich angepasste, d. h. durch die natürliche Sukzession bedingte robuste Vegetation mit einigen überlebenden charakteristischen Zierarten wie Rosskastanie, Rotdorn, Flieder, Schneebeere und Bauernjasmin durchgesetzt.

Da urbane Freiräume als Voraussetzung von Aneignung stark begangen werden und die Produktion von Biomasse minimiert werden soll, um Blütenreichtum zu stimulieren und die Produktion überflüssiger, da nicht nutzbarer Biomasse zu vermeiden, wurde nach historischen Vorbildern eine Technologie lokaler Schottermaterialien entwickelt, die als skelettreiche wassergebundene Decken und Baumsubstrate in die Freiräume eingebaut wurden (was dann Jahrzehnte später, ohne dass das Original gekannt wurde, u. a. in der ziergärtnerischen Pflanzenverwendung mit der Verwendung mineralischer Mulchschichten oder dicker Sandschichten nachgeahmt wurde). Die Arten der Trockenrasen und thermophilen Säumen oder auch die ausgesuchten Gartenarten waren an diese mageren Substrate angepasst und benötigen sie auch geradezu, um eine besonders bunte Blüte zu produzieren. Denn Trockenrasen sind die blütenreichsten heimischen Standorte, die durch permanente Beweidung ohnehin schon wenig produktiver Böden und den damit verbundenen weiteren Nährstoffentzug entstanden sind. Daher kamen diese Arten auch deshalb zum Einsatz, weil sie mit diesen Substraten nicht nur zurechtkommen, wenig Biomasse und damit unter urbanen Bedingungen weniger ‚Abfall‘ produzieren, sondern auf ihnen auch besonders ‚schön‘ blühen. Dass sie ‚heimisch‘ sind, spielte hierbei keine entscheidende Rolle, wichtiger war ihre gestalthafte Differenz zur städtischen Spontanvegetation und dass sie nach ihrer Etablierung verwildern können, somit also an der Konkurrenzverhältnisse, Nutzungen, Pflege und Substrat bestimmten Vegetationsdynamik teilnehmen und sich auch den Veränderungen dieser Variablen anpassen können.

Zur Anlage der Freiräume der damaligen Gesamthochschule am Holländischen Platz wurde eigens die AG Freiraum und Vegetation gegründet, die die Pflege der Flächen übernahm, bis die Streitereien mit der Hochschulleitung begannen, die dann zur Einstellung dieser Aktivitäten führten¹⁰. Die Verwildlungsfähigkeit der Pflanzen und ihre Regenerationsfähigkeit sorgten jedoch dafür, dass die Ansaaten noch lange erkennbar blieben und sich noch andere Arten fest auf dem Campus etablieren konnten, wie Akelei, Färberginster oder Blutstorchschnabel. Aus der Perspektive des Artenschutzes kann diese Praxis somit nicht nur als gebrauchorientierte und ‚naturnahe‘ Freiraumgestaltung, sondern auch als hervorragende Anwendung eines nicht-aussperrenden ‚beiläufigen Naturschutzes‘ im Siedlungsgebiet mit vielen ‚heimischen‘ und traditionellen Arten interpretiert werden. Als solche ist sie hoch aktuell und verzahnt sowohl durch die Pflanzen als auch durch die lokalen Schottermaterialien städtische Freiräume mit der Eigenart von Naturstandorten im Kasseler Umland. Die Kasseler Schule hätte dies allerdings nie eingestanden, obwohl das Lernen als „an lokalen Vorbildern orientierte Intuition“ (Sauerwein 1995/96, 68) betont wurde, eben so wenig wie die Tatsache, dass dabei auch – wenn auch sparsam – die Vegetation gestaltet wurde, weil dies, trotz Sauerweins Befassung mit Blühaspekten und Rede von Stadtkultur, mit einem Tabu belegt war.¹¹ Denn jedes Eingeständnis im Hinblick auf die eigene Gestaltungspraxis galt nicht nur als unangemessene Überhöhung des eigenen Tuns – das allerdings, wie erwähnt, im Hinblick auf das Verständnis der Lebenswelt davon keineswegs frei war –, als auch als unbedingt zu vermeidende Bestätigung der jeweiligen Logiken von Naturschutz und Landschaftsarchitektur (vgl. Körner et al. 2002). Daher fiel auch die ostentativ vorgetragene Opposition zum gesamten Planungs- und Verwaltungssystem als ‚Abwehrzauber‘ umso heftiger aus. Der daraus resultierende Sektencharakter führte in Verbindung mit der intern autoritären Struktur dann leider dazu, dass die stadtoökologisch und -planerisch noch heute überaus relevanten Erkenntnisse der Kasseler Schule weitgehend ignoriert wurden. Was also kann man auf dieser Basis tun, wenn man eine Engführung des urbanen Naturschutzes á la Reichholf verneinen und städtische Vegetation ‚naturnah‘ und gebrauchorientiert entwickeln will?

Ausblick: Naturentwickelnde Freiraumgestaltung zwischen den ideologischen Fronten

Sowohl die bei Reichholf und Berthold auffindbaren Parallelen bei der Beschreibung ‚naturfreundlicher‘ Ausstattungselemente von Freiräumen als auch das ‚anthropozentrische‘ Verständnis der Natur als willkommene Begleiterin von Nutzungen belegen bei immer weiter fortschreitender Urbanisierung die Relevanz des Kasseler Ansatzes. Mit ihrer lebensweltlichen Orientierung füllte die Kasseler Schule zudem zwar theoretisch bruchstückhaft¹² aber praktisch ausdifferenziert aus, was der Umwelthistoriker Rad-

10 Eine Situation, in der wir uns heute auch wieder befinden, vgl. F. Bellin-Harder et al.: Hinweise zur Entwicklung und Pflege verschiedener Hochschulstandorte, in diesem Band.

11 Daher wurde Sauerweins Diplomarbeit auch zunächst nicht in der Schriftenreihe der Kasseler Schule veröffentlicht; mündlicher Hinweis von Florian Bellin-Harder.

12 Dazu gehört auch, wie an andere Stelle zu zeigen sein wird, ein völliges Missverständnis des Begriffs ökonomischer Schönheit bei Veblen. Dieser geißelt den menschlichen Hang zur statusdemonstrierenden Verschwendung mit Gütern, die lediglich teuer sind (finanzielle Schönheit), und setzt dem ein technokratisches Zwangssystem entgegen, das der Idee individueller Autonomie (vgl. Veblen 2000).

kau einmal als „soziales Naturideal“ (Radkau 2000, 11) in die Diskussion über das Akzeptanzdefizit des konservativen und restriktiven, d. h. gewöhnlich mit Nutzungsverboten agierenden Naturschutzes¹³ ins Spiel gebracht hatte. Vor allem aber wurde der Blick darauf gelenkt, dass sich im urbanen Rahmen wünschenswerte Natur, vor allem die Vegetation, nicht immer einfach ganz von selbst einstellt und sich vor allem wegen der Sukzessionsdynamik nicht dauerhaft erhält, sondern vielmehr ‚herangepflegt‘ werden muss. Dies ist ein entscheidender Unterschied zu naturgärtnerischen Verwilderungsidealen (vgl. LeRoy 1978), die Pflege als gegen die Natur gerichtete ‚Energieverschwendung‘ und daher als vernachlässigbar verstanden haben, auch bei Ansätzen, die eigentlich im Garten als Biotope verstandene landschaftliche Nutzungsstrukturen nachstellen (vgl. Schwarz 1980), sodass dann, wenn deren ursprüngliche Nutzung entfiel, weil keine Tiere gehalten oder Feldfrüchte angebaut wurden, diese durch Pflege simuliert werden musste. Und da das – die Erfahrungen der Landschaftspflege lehren dies schon lange – immer nur ungenügend gelingt, verwilderten die Naturgärten faktisch und bekamen dadurch oft ein leicht vernachlässigtes Aussehen.

Die Landschaftsarchitektur sieht hingegen in aller Regel ihre Aufgabe dann als erfüllt an, wenn das gewünschte ‚Grün‘ im Zuge einer Baumaßnahme fertiggestellt ist. Die Pflege dient dann in aller Regel dazu, so lange wie möglich diesen Zustand zu fixieren. Sie wird aber beim Entwerfen selten mitgedacht, sondern an Eigentümer und Gartenbaubetriebe delegiert. Endet sie, nimmt auch hier wieder die Spontanvegetation ihren Platz ein, was ebenfalls zu einem vernachlässigten Aussehen der Gestaltungen führt. Wenn jedoch Nutzungskontexte und erwartbare Vegetationsdynamik zusammengedacht werden, dann lassen sich nicht nur realistische Einschätzungen im Hinblick auf eine in der natürlichen Veränderlichkeit (Sukzessionsabfolgen, Einwanderung anderer Arten) dauerhafte Vegetationsausstattung und des dazu nötigen Pflegeaufwandes formulieren, sondern auch letztlich Kosten minimieren. Damit kann sogar dem anhaltenden ökonomischen Druck zu pflegeleichten Ausstattungen noch ein qualitätsverbessernder Sinn abgewonnen werden, weil Extensivierungsziele noch durch ganz andere Vegetationsformen erreicht werden können, als nur durch die heutzutage übliche und in Zeiten des Klimawandels auch nicht sehr sinnvolle Minimalausstattung aus ödem Normrasen und Bäumen. Die Anlagen können dann nicht nur im Alltag ‚mitlaufen‘ und sich durch ihre naturnähere Ausgestaltung besser regenerieren, sondern sowohl ästhetisch als auch hinsichtlich der Artenvorkommen bereichernd wirken. Die allerorten eingesetzte Rasenmulchmahd ist dann zwar finanziell kaum zu unterbieten, führt aber, weil das Schnittgut auf den Flächen verbleibt, zu einem artenarmen Filz, der bei Trockenheit ganz abstirbt. Die notwendige teurere Entsorgung des Mahdgutes zur Aushagerung der Flächen ist daher noch die größte Schwäche extensiver Pflanzungen und Ansaaten, solange für die gewonnene Biomasse keine richtige Verwendung existiert.

Als wir vom Fachgebiet ab 2005 z. T. Neuanlagen und Pflegeaufgaben auf dem Campus übernahmen und in den Folgejahren immer weiter ausbauten, waren durch Umbaumaßnahmen und falsche Pflege nur noch wenige Flächen der Kasseler Schule erhalten. Meist fanden sich noch Resten der Originalausstattung mit den oben genannten Arten, die wir zusätzlich wieder neu angesät und gepflanzt haben. Nachdem wir anfänglich mit den damals modischen Präriestauden experimentiert und festgestellt hatten, dass

13 Zu diesem Akzeptanzdefizit und den Konsequenzen daraus Körner et al. 2003.

diese gar nicht so pflegeleicht waren, wie immer behauptet wurde, vor allem auch bei der zunehmenden Trockenheit kaum noch wuchsen bzw. abstarben,¹⁴ wurden zum einen vermehrt thermophile Arten, die z. T. von selbst kamen, und im stärkeren Maße, als es bei der Kasseler Schule der Fall war, robuste Zierarten eingebracht. Oft waren und sind dies Arten mediterraner Herkunft. Wir kümmerten uns auch um Flächen, die jene Minimalausstattung aus Bäumen und Rasen aufwiesen, indem wir die Grasnarbe abzogen und Stauden pflanzten, mit dem Ergebnis, dass die Bäume mit vitalem Wachstum reagierten und ein viel anregender Gesamteindruck entstand (Holländischer Platz). Auch Flächen mit Resten der in den 1980er Jahren populären immergrünen Bepflanzung aus Cotoneaster und Koniferen (Pfannkuchstr. 1) sowie mit dem Nachfolgetyp, nämlich völlig verunkrauteten und wegen der Stacheln nicht mehr pflegbaren Pflanzungen mit Bodendeckerrosen (Bibliothekssaum am Holländischen Platz) wurden differenziert nach Standort mit Schattenstauden und -gräsern oder mit sonnenliebenden Arten bepflanzt. Viele andere Flächen mit thermophilen Wildstauden entstanden als Ansaaten meist nach Umbau- und Sanierungsmaßnahmen an den Gebäuden; Baumaßnahmen und die damit verbundenen Störungen waren ohnehin ständiger Begleiter unserer Arbeit. Daher wurde für uns die Regenerationsfähigkeit der Vegetation, unabhängig von allen Erwägungen zu ‚Aneignungsfähigkeit‘ und ‚Naturnähe‘, zentral. Das schloss in Verbindung mit der immer größeren Trockenheit eine rein ästhetisch orientierte Pflanzenverwendung mit kultivierten Sorten weitgehend aus und machte die Verwendung von Wildarten und ursprünglichen Formen zwingend notwendig, denn nur diese können wieder aus der Samenbank auskeimen. Diesen Regenerationsvorgang unterstützen wir meistens noch mit dem Ausbringen von selbstgesammeltem Saatgut. Dabei waren uns immer auch ästhetische Aspekte wie Blüte, Blatttexturen oder Samenstände wichtig, was zur ‚Entdeckung‘ von in diesem Sinne ‚brauchbaren‘ Arten führte, wie z. B. die Büschelmargerite, die wild im Buchenwald am Dörnberg mit der Pfirsichblättrigen Glockenblume vorkommt und sich als Saumart in den städtischen Freiräumen sehr bewährt. Auch diese Glockenblume ist in ihrer Gartenform in Kassel ebenso weit verbreitet wie der Oregano oder die Bergflockenblume. Diese Arten wurden und werden mit anderen Stauden des Thermophilen Saums, wie mit weiteren Flockenblumen oder Gelbem Labkraut, aber auch mit ruderalen Arten wie Wegwarte oder anderen Glockenblumen kombiniert. Von der Spornblume setzten wir vor allem die weiße Form ein, weil diese besser mit den roten Klinkerfassaden auf dem älteren Campus harmoniert als die karminrote Wildart der Kasseler Schule. Bislang mischen sich beide Varietäten kaum.

Derartige Vegetationsbestände kommen lange mit einer einmaligen Mahd im Jahr aus, vor allem dann, wenn die Flächen – meist auf den sonnigen Standorten – mit lokalen Schottern abgemagert oder überdeckt wurden, in Kassel häufig Kalkschotter, mitunter auch Basalt. Der ebenfalls lokal vertretene Sandstein ist hingegen schwer zu bekommen, weil viele Steinbrüche, etwa im Söhrewald, aufgegeben worden sind. Im Halbschatten oder Schatten nutzten und nutzen wir in aller Regel den vorhandenen Boden für bodendeckende langlebige Waldstauden. In anderen Bereichen war auch eine wilde Mischung aus Oberboden, Kies- und Schottermaterialien sowie Betonres-

14 Selbst die Goldrute reagiert auf die zunehmende Trockenheit mit einem verminderten Wachstum und kleiner Blüte.

ten vorhanden, mitunter auf verdichteten Baustraßen, die nach dem Bau nicht wieder entfernt, sondern einfach mit Oberboden oder Lavasubstrat überdeckt worden waren. Auch mit solchen Verhältnissen kommen die thermophilen Arten klar. Sie könnten selbst auf Feuerwehrtrassen anstelle von Schotterrasen gedeihen. Soll es dann ganz extensiv werden, ist in Kassel unter Bäumen das sich häufig von selbst einstellende Efeu kombiniert mit einem violett blühenden Großen Immergrün sowie einigen Stauden und Farne eine einfache Lösung, die, wenn das Efeu an Mauern, Zäunen oder Baumstümpfen hochwachsen und seine blühende und fruchtende Altersform bilden kann, durch seine späte Blüte im September und Beeren früh im März Vögeln und Insekten sehr viel bietet.

Erst dann, wenn im Laufe der Zeit das Substrat unausweichlich nährstoffreicher wird und z. B. keine Wurzelkonkurrenz durch größere Bäume vorhanden ist, etwa nach 15 Jahren, stellt sich bei Ansaaten oder Pflanzungen, die auch durch einwandernde Gräser allmählich zu wiesenartigen Beständen werden, die Frage nach zwei Mahddurchgängen im Jahr. Sie sind maschinell mit (mit akkubetriebenen) Freischneidern leicht durchführbar, wobei der in den Freiflächen häufig vorkommende Müll eine starke Behinderung ist. Aufwendig ist dann, wie erwähnt, lediglich das Entfernen des Mahdgutes von der Fläche und sein Abtransport. In der bäuerlichen Nutzung, wo dieses Gut einen Futterwert hatte, wurde bei Blütenbeginn gemäht, wenn der Proteingehalt in den Pflanzen am höchsten ist. Wir mähen hingegen, wenn die Stauden weitgehend verblüht sind, meist Ende August, und wägen dann noch ab, was wir an Samenständen für Stieglitze und Spatzen lassen. Durch die zunehmende Trockenheit verschiebt sich dieser Mahdzeitpunkt mittlerweile auch schon in den Juli. Es bietet sich an, für den richtigen Zeitpunkt eine Pflanze als Indikatorart auszuwählen, nach deren Blüte dann geschnitten wird. Bei uns ist es häufig der Oregano. Spätestens aber, wenn eine Fläche beginnt struppig und braun auszusehen, wird gemäht. Dann ist an der Universitätsferienzeit und bis zur neuen Vorlesungszeit ist dann alles zumindest wieder grün und eine – je nach Trockenheit – schwächere Nachblüte setzt ein.

Würde man alternativ zur Abfuhr des Mahdgutes den Staudenschnitt häckseln und auf der Fläche belassen, würden sich im Laufe der Zeit durch die Nährstoffanreicherung zunächst artenarme Goldruten- und Beifußbestände, später dann auch Brennesselfluren und Gierschsäume etablieren. Sehr schnell kommen im Zuge dieser Ruderalisierung auch Brombeeren, die zwar gut schmecken und Vögeln und Insekten Nahrung sowie Schutz bieten, aber gerade die neophytische *Rubus armeniacus* ist in der Lage, so tief zu wurzeln, dass sie nach ihrer Etablierung meist nicht mehr ausgegraben werden kann. Durch Absenker überwächst sie dann sehr schnell und meterhoch große Flächen. Brennesseln sind zwar eine wichtige Nahrungsgrundlage für die meisten im urbanen Raum vorkommenden Edelfalter, sie werden aber auch als Anzeichen einer unerwünschten Ruderalisierung gelesen, sodass wir derartige Flächen stark im Auge behalten, selektiv jäten und, wenn nötig, durch den Übergang zu einem zweimaligen Schnitt kontrollieren. Wird zweimal gemäht und nicht gemulcht, schlägt die Stunde der Wiesenpflanzen, wie Salbei, Margerite, Flockenblumen usw., während evtl. noch vorhandene Zierstauden verschwinden. Da sie zu einer ruderalen Entwicklung sehr gut passen, weil sie zu den Hochstaudenfluren gehören, wie z. B. Asten, unterhalten wir auch halbschattige Flächen, wo sie zusammen mit verwildertem Phlox, Staudensonnenblumen und spontanen Goldruten wachsen, oder einzelne Beete an herausragenden Standorten

In die Staudensäume und Wiesen pflanzen wir vereinzelt trockenresistente Gehölze, die in der Stadt in Zukunft wichtiger werden könnten und z. T. im Umland von Kassel auch schon wild vorkommen, nämlich bestimmte Wildrosen, Perückenstrauch, Goldregen, Kirschen usw. Je nach räumlichem Kontext wird auch das Aufkommen spontaner Gehölze (z. B. Ahorne, Robinien, Sommerflieder, Birken, Weiden, Wildrosen) zugelassen, von denen z. T. auch Steckhölzer genommen werden, wie von einer trockenresistenten Weide mit gelben Blütenkätzchen, die auf einem meterhohen Schotteraufbau von selbst kam und vegetativ vermehrbar und damit also keine Salweide ist. Diese spontanen Arten sind von vornherein an den Standort angepasst, wachsen daher schneller als gepflanzte, die sich erst etablieren müssen, benötigen also weniger Anfangspflege. Mit ihren ‚selbstgewählten‘ Standorten bringen sie auch eine willkommene zufällig wirkende räumliche Struktur in die Flächen. Allerdings gibt es auch Gehölze, die sehr lästig werden können, weil sie eine starke Ausläuferbildung haben, in Kassel besonders der sich schnell etablierende Rote Hartriegel. Ihn muss man wie die Brombeeren möglichst frühzeitig ausgraben, wenn man nicht z. B. eine dichte Hecke oder Strauchgruppe anvisiert, oder auch hier zu einem zweimaligen Schnittrhythmus übergehen.

Die Bäume werden so hoch aufgeastet, dass sie die Nutzungen unter ihnen überdachen und nicht weiter stören. Von der Kasseler Schule nach historischen Vorbildern vorgeschlagen (vgl. Alonso 1996), ist dieses Vorgehen noch immer nicht Allgemeingut, weil aus Perspektive vieler Baumpfleger ein Baum ein Organismus ist, den man möglichst wenig stören darf, bis man dann doch irgendwann die unteren Äste entfernen muss, weil es wegen notwendiger Nutzungen nicht mehr anders geht. Wenn hingegen Bäume dicht an Fassaden stehen, kann man sie, wie früher z. B. in Nordhessen aber auch in Frankreich, den Niederlanden oder der Schweiz und Österreich, immer wieder köpfen bzw. schneiteln, um kleine oder schmale (Spalier-)Kronen zu erhalten. Auch hier fällt dann das Schnittgut als Abfall an, während es früher, vor allem auch im alpinen Raum als Viehfutter und Einstreu genutzt wurde (vgl. Machatschek 2002). Doch können derartige Bäume, meist Linden und Eschen, sehr alt werden und haben sich bei uns, auch in sehr trockenen Sommern, als äußerst vital erwiesen. Die entstehenden Astquirle sind als Brutplätze sehr beliebt, und wir haben bei nachträglich zu Spalier gezogenen Linden erlebt, dass selbst größere Ast- und Stammwunden wieder überwachsen wurden. Sträucher kann man bei viel Platz frei wachsen lassen, aber auch je nach Art schmal halten, zu kleineren Solitären aufasten, schneiteln, d. h. in Schnitthecken verwandeln, sowie hin und wieder verjüngen („auf Stock setzen“). Galten Schnitthecken lange Zeit als typisches Ausstattungsmerkmal spießiger Vorgärten, haben sie in jüngster Zeit im Vogelschutz, insbesondere in Kombination mit freiwachsenden Gehölzen und mit Säumen als Schutz- und Brutstrukturen eine Rehabilitation erfahren (vgl. Westphal 2011, 154-158).

Bei all dem wird immer auch gestaltet, weil man sich Pflanzthemen einfallen lässt, bestimmte räumliche Schwerpunkte bildet, überhaupt Räume gliedert und auflockert. Doch ist dies alles sicherlich keine große ‚Kunst‘ – das sind aber viele jener üblichen ‚Gestaltungen‘ aus Normrasen und Bäumen ebenfalls nicht (vgl. Hard 1983) –, sondern gärtnerisches Handwerk. Dennoch kann man dabei einiges falsch machen. Nicht nur die privaten Freiräume sind voll von Beispielen.

Für den Umgang mit städtischer Biodiversität und im Kontext der weiteren Begründung der Städte zur Anpassung an den Klimawandel und im Sinne eines städtische Freiraumnutzungen begleitenden ‚beiläufigen Naturschutzes‘ ist derartiges handwerkliches Wissen unverzichtbar. Leider spielt sich aber in diesem Themenfeld die derzeitige Diskussion auf aller einfachstem Niveau ab. In der Regel wird pauschal mehr ‚Grün‘ gefordert, ohne mitzudenken, wie dieses mit jeweils spezifischen Baustrukturen, Nutzungen und Pflegeroutinen langfristig so in Einklang gebracht werden kann, dass man von einer dauerhaften, also ‚nachhaltigen‘ Perspektive sprechen kann. Und so verwundert es nicht, dass sich selbst bei Fachleuten ein erschreckender Wissensstand zeigt: Annuelle Blumenfluren, die traditionelle Ausstattungen gärtnerischer Zierbeete sind, werden allerorten als Blumenwiesen bezeichnet, wobei sie mit ihnen allenfalls gemein haben, dass die heute verwendeten Arten einen ‚wilderer‘ Charakter, also meist ungefüllte Blüten haben und bunt gemischt werden. Sie wirken so zwar natürlicher, sind aber im Grundsatz eine Neuinterpretation von jährlich aufgepflanzten Stiefmütterchenbeeten, also traditioneller Zierrabatten. Mit der Verwendung der Bezeichnung Blumenwiese werden dann höchst vermarktungswirksam allerlei ökologische Großtaten herbeifantasiert, die zeigen, dass man von der Artenzusammensetzung, Herstellung und Pflege echter Wiesen keinerlei Ahnung hat (vgl. dazu Bellin-Harder 2021). Mit ihrer Verwendung wird dann auf kommunaler Ebene meist darüber hinweggetäuscht, dass man an vielen anderen profanen Orten aus Kostengründen mit der Mulchmähd weiträumig Potentiale für eine wesentlich höhere Artenvielfalt und ästhetische Reichhaltigkeit vernichtet, was durch obendrein auch noch falsche Blumenwiesen schon allein flächenmäßig niemals kompensiert werden kann. Und da sie nicht halten, was sie versprechen, verschwinden solche Moden auch schnell wieder und produzieren Enttäuschungen, gegen die die ‚Fachleute‘ später wieder anreden und sich dann wundern, dass die Leute doch lieber Schottergärten bauen (lassen), um sich wenigstens die Gartenarbeit zu sparen. Dass diese Gärten langfristig auch nur mit erheblichen Aufwand vegetationsfrei zu erhalten sind, z. B. mit Herbiziden, weil in den Hohlräumen der Schottersteine durch Staub, Laub, Hundekot usw. schnell eine Bodenbildung einsetzt, sagt ihnen niemand. Denn so wird Umsatz gemacht und herrscht temporär ‚Ordnung‘.

Auch der nicht mehr ganz so neue Trend aus Schweden, Standorte sehr konsequent zu ‚de-meliorisieren‘ und Sorten von Prärie- und Steppenstauden mit bloßen Wurzeln in eine 30 cm dicke Sandschicht zu setzen, damit sie mit Mykorrhizapilzen eine Symbiose eingehen und sich durch langsames Wachstum an die Trockenheit adaptieren sowie durch den lockeren Sand leicht unkrautfrei gehalten werden können (vgl. Korn 2013), überzeugt nicht, denn im Herbst muss alles organische Material von der Fläche entfernt werden. Da aber die Bodenbildung, d. h. Akkumulation von Humus, in der oberen Schicht immer nur verzögert werden kann, der dann das Wasser aus dem Sand zieht, müssen diese Beete ca. alle sieben Jahre neu angelegt werden. Inwieweit hier also von Nachhaltigkeit die Rede sein kann, wie in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung angepriesen (vgl. Sperl 2022), ist angesichts dieser kurzen Lebenszeit, der Verhinderung von Bodenbildung sowie der dichten Bepflanzung überaus fraglich, zumal der humifizierte Sand dann ebenfalls Abfall ist.

Auf der anderen Seite kann man aber anhand des Erfolgs der falschen Blumenwiesen und der natürlichen Vegetationsbilder nachahmenden ‚naturalistischen‘ Staudenfluren, die eigentlich wieder künstliche Beetbepflanzungen sind, auch viel lernen. Denn sie bringen Bedürfnisse nach mehr ästhetischer Vielfalt und größerer Insekten- und Vogelfreundlichkeit der Vegetationsausstattung zum Ausdruck, auch wenn sie diese oft nur partiell erfüllen und das nicht längerfristig. Und so flaut der Trend der ‚Blumenwiesen‘ und Blühstreifen auch langsam wieder ab, was aber durchaus interessante Prozesse auslösen kann. Denn auf den entsprechenden Streifen der Stadt Kassel breitet sich z. B. aktuell der Steppensalbei, der wild nicht weit von Kassel im Thüringer Becken natürlich vorkommt, stark aus und empfiehlt sich für extensive Ansaaten und Pflanzungen, zumal er noch weitere Vorteile hat als nur eine schöne Blüte und Trockenresistenz: Er remontiert nicht nur zuverlässig nach einem Schnitt, sondern ist während der Blüte auch voll von Insekten.

Solche Arten sind wichtig, weil der Blütenhöhepunkt von Ansaaten mit heimischen Arten im Frühsommer und Sommer liegt. Mit Geophyten kann die Blütephase zwar bis in den Vorfrühling vorverlegt werden, in der Regel endet sie aber im August. Daher sollte die Nachblüte im Herbst eigens bedacht werden. Neben dem Steppensalbei, den wir in einer Wildform verwenden, haben sich z. B. bei uns auch andere ruderale Arten wie Rainfarn und Wegwarte aber auch Flockenblumen, Wiesensalbei und Futtererparsette bewährt. Letztere ist mit Vorsicht zu genießen, denn sie ist eine Leguminose, reichert also die Standorte mit Stickstoff an. Dennoch verwenden wir sie aus ästhetischen Gründen ab und an, weil sie sehr zuverlässig remontiert. Der Steppensalbei ist schwer anzusäen, denn seine massenhaft produzierten Samen sind nicht lange keimfähig. Wir streuen sie daher unmittelbar nach ihrer Reife aus. Die Samen anderer Arten können selbst bei einer zweiten Blüte mittlerweile noch soweit ausreifen, dass sie im Winter als Vogelnahrung dienen können. An Wegwarte und Flockenblumen haben daher bei uns noch im November Stieglitze gefressen. Wenn dann noch zum zweiten Mal spät im Jahr gemäht wird, hat man eine ruhig wirkende, grüne winterliche Fläche, die im Frühjahr neu durchstarten kann.

Die Alternative zu wiesenartigen Beständen und Thermophilen Säumen besteht in der Etablierung der bereits angesprochenen Hochstaudenflächen. Wir lassen sie z. T. spontan zu oder haben sie aus ehemaligen Zierstaudenflächen entwickelt, etwa an der Westseite des Präsidiums. Spät- oder langblühende Stauden wie robuste Astern, ergänzt durch spontane Schmetterlingsflieder, übernehmen hier überwiegend den Spätsommer- und Herbstaspekt und können sogar im Winter, wie *Aster salignus*, mit ihren Samenständen oder mit ihren silbrigen Blättchen (Schmetterlingsflieder) sehr zierend wirken. Allerdings fängt der Schmetterlingsflieder bei zunehmender Trockenheit mittlerweile auch schon mitunter Ende Juni an zu blühen, sodass das Kalkül nicht immer aufgeht. In den toten, zugegebenermaßen auch oft trist wirkenden Staudenstängeln halten sich im Winter häufig Zaunkönige und andere Vogelarten auf, die hier Insekten jagen. Für den Winteraspekt gedacht sind bei der genannten Fläche auch flächenhaft gepflanzte Hängeseggen im Schattenbereich der Fassade, die große immergrüne Horste bilden und die Pflanzung auch dann strukturieren, wenn sie frisch gemäht ist. Dies geschieht Ende Januar, spätestens Anfang Februar, vor dem Austrieb der Geophyten. Bei derartigen Beständen wandern neben Brennnesseln unweigerlich auch andere

konkurrenzstarke Arten der Hochstaudenfluren wie Rainfarn, Goldruten, Beifuß und Quecke ein, wenn sie nicht schon von Anfang an da sind, weil ihre Rhizome mit dem eingebauten Oberboden eingebracht wurden. Das ist eigentlich fast immer der Fall, es sei denn, man hat es mit einem herbizidbelasteten landwirtschaftlichen Boden zu tun. Hier kommt man, wenn man die Hochstaudenflur erhalten will, nicht darum herum, partiell zu jäten oder größere Pflanzen auszugraben. Das erfordert einen größeren Beobachtungsaufwand, vor allem auch dann, wenn man nicht alle Exemplare der genannten Arten entfernen will, wie z. B. den Rainfarn; noch ist nicht abzusehen, wie sich seine ebenfalls immer frühere Blüte auf die auf ihn spezialisierte Rainfarnseidenbiene auswirkt. Die Blüte der Goldrute liegt mittlerweile ebenfalls schon im Hochsommer. Ihre Samen werden von Stieglitzen ebenso geschätzt, wie die des Beifußes von Spatzen. Die Quecke verschwindet bei einer Hochstaudenflur in den anderen Pflanzen und tritt dann allenfalls an den Rändern in Erscheinung. Dort sollte man ab und an mähen, denn durch ihre Wuchshöhe können besonders Beifuß und Goldrute bei schlechtem Wetter in die Wege kippen. Wir mähen irgendwann im Sommer, sodass dieser Rand neben den eingebrachten Zierarten (Staudensonnenblumen, Astern, Telekie, Knöterich etc.) eine solcherart ‚veredelte‘ Ruderalflur zusätzlich als etwas absichtsvoll Gewolltes und nicht Vergessenes erscheinen lässt. In der Summe macht das eine Hochstaudenflur zu einem recht arbeitsintensiven Gegenstand, den wir uns nur selten zu Gunsten einer größeren Vielfalt und zur Vermeidung von Arbeitsspitzen beim Mähen im Sommer gönnen.

Eher selten, wie im sog. Brachepark, den wir temporär bis zum künftigen Bau der Gebäude der Naturwissenschaften partiell mit Kalkschotter abgedeckt und angesät haben, der aber auch in den unabgedeckten und stark gestörten Randbereichen mit den typischen Arten Goldrute, Beifuß und Waldreitgras schnell ruderalisiert ist, mähen wir nur alle paar Jahre und dann nie alles auf einmal. Aufkommende Gehölze wie Robinien, Pappeln, Holunder und Wildrosen wachsen durch und werden teilweise immer weiter aufgeastet, sodass im Lauf der Jahre ein vielfältiger Bestand aus Jungbäumen, dichten Einzelsträuchern, trockenen Wiesen und Hochstaudenfluren entstanden ist, der trotz der vielen Besucher mit ihren Hunden für Feldhasen so attraktiv ist, dass im Frühjahr 2022 das erste Junge gesichtet wurde. Offenbar sind sie entlang der Ahna eingewandert. Diese Struktur sorgt für eine ästhetisch immer unterschiedlich wirkende Artenvielfalt nicht nur bei den Pflanzen, sondern auch bei den Vögeln und anderen Arten. Stieglitze, Zaunkönige, Spatzen, Hausrotschwänze und viele andere mehr haben hier ihre Reviere, und immer wieder tauchen auch seltene Arten auf: 2021 brüteten Gartenrotschwänze erfolgreich an der Bibliothek und konnten bei der Insektenjagd in unserem fassadenbegleitenden Saum aus hohen Stauden, Halbsträuchern und Sträuchern beobachtet werden. Im Frühjahr 2022 wurde von Niels Stanik und Fabian Hirschauer mehrfach der Ruf einer Schleiereule am Universitätsplatz aufgezeichnet, an einem Heckensaum mit Hochstaudenflur kommen Zauneidechsen vor und an der großen Treppe existieren in einer südexponierten lehmigen Böschung des Bracheparks, die mit thermophilen Stauden, Ruderalarten, Färbeginsterbüschen sowie Robinien bestanden ist, seit Jahren große Bestände von Wildbienen. Sie wurden von Marian Harrer als Frühlings-Seidenbienen und Weiden-Sandbienen bestimmt und bilden seinen Angaben nach nur dann so große Kolonien aus, wenn die Bedingungen für sie optimal sind. Und über all dem jagt regelmäßig am Tag der Turmfalke; nichts Besonderes aber ‚typisch‘.

Die Differenzierung bewirkt in Wiesen, Säume und Hochstaudenfluren eine Vermeidung von Arbeitsspitzen bei der Sommermahd. Wird im einen Fall von Ende Juni bis August gemäht, mit einer Nachmahd im Oktober bis November (Wiesen und Säume), so wird im anderen der Mahdzeitpunkt auf den Jahresbeginn verschoben (Hochstauden). Die Universitätsgärtnerinnen benutzen oft den letzten Schnitttermin im November, um noch Laub aufzunehmen, was aber den Nachteil hat, dass es sich dann schon teilweise zersetzt hat und Nährstoffe frei geworden sind. Andererseits fällt so ein Teil der Pflegearbeit in die winterliche Ruhephase, wo nicht so viel zu tun ist. Beim Januartermin muss darauf geachtet werden, dass evtl. vorhandene Geophyten nicht schon aus dem Boden gekommen sind und zertrampelt werden. Das ist nicht immer einfach zu koordinieren, sodass wir sie bislang vor allem auf repräsentativeren Flächen, etwa am Eingang des Campus am Holländischen Platz, verwendet haben.¹⁵

Die Stadt als kultivierter Naturstandort

Wie dargelegt, hat sich die stadtökologische Bedeutung der urbanen Spontanvegetation seit den 1990er Jahren auch in einigen landschaftsarchitektonischen Projekten manifestiert. Gerade aber der mit der Kasseler Schule besonders verbundene Aspekt der Pflege des Standorttypischen, kombiniert mit seiner Nutzbarkeit und zurückhaltenden Veredelung durch die Verwendung heimischer Arten wärmeliebender Säume und Wiesen, die im urbanen Kontext so fremd erscheinen, dass deutlich wird, dass für die Standorte Sorge getragen wird und sie nicht einfach nur ruderalisieren, dreht in der Stadt nicht nur das übliche Verhältnis von ‚normalen‘ und ‚exotischen‘ Arten um. Sondern es kann auch auf dieser Basis die von Gehölzen, Hecken und vor allem Rasen geprägte Form städtischer ‚Kulturlandschaft‘ weiterentwickelt werden, die, wie Hard schon vor langer Zeit nachgewiesen hat, selbst in den trivialsten Park- und Gartengestaltungen noch arkadische Traumbilder verarbeitet (vgl. Hard 1985). Insbesondere aber in der häufig entweder versiegelten oder mit Mulchrasen bestandenen Bodenschicht werden immer noch viel zu viele ästhetische und ökologische Potentiale verspielt, zumal der Rasen mit dem Klimawandel zunehmend unter Druck gerät. Werden thermophilen Arten anstelle von Rasen auch flächig eingesetzt, erinnern sie zusammen mit dem Baubestand als künstliche Felsen an die Steppenheide der Schwäbischen Alp, die Gradmann einmal euphorisch beschrieben hat (vgl. Gradmann 1898/1936, 116), oder an die Vegetation alpiner Trockentäler etwa im Wallis oder im Aostatal¹⁶. Die zu

15 Völlig andere Eigenschaften als diese Vegetationsbestände haben die annuellen ‚Blumenwiesen‘. Da sie eigentlich einjährige Beetbepflanzungen sind, auch wenn sie angesät werden, entsprechen sie im besten Fall dem natürlichen Vorbild von blumenreichen Ackerrändern. Das heißt, das Saatbeet muss jedes Frühjahr hergestellt und die Arten angesät werden, wenn sie sich nicht z. T. aus der Samenbank regenerieren können. Da sie spät keimen, beginnt Blüte erst im Hochsommer, kann dann aber bis in den Herbst halten. Beim ersten Frost sterben die Pflanzen ab, sodass letztlich die Fläche das halbe Jahr lang kahl ist. Für Insekten sind die annuellen Arten vor allem als Nektarangebot interessant, für Vögel dann, wenn z. B. Arten der Ackerränder verwendet werden, wie Kornblume, oder auch Gewürzpflanzen, wie Borretsch, deren Samen sie schätzen. Der wiederkehrende Herstellungsaufwand ist also bei solchen Flächen erheblich und ihr Lebenszyklus kurz. Das kann man wollen, aber ein Beitrag zum längerfristig angelegten Arbeiten mit urbaner Naturtypik und -dynamik, mit dem haltbare und Vielfalt stiftende struktureiche Bestände etabliert und unterhalten werden können, ist dies nicht.

16 Vgl. den Beitrag von S. Hobmeier: Die inneralpine Trockenvegetation.

den künstlichen Felswänden dazugehörenden steinigen Böden werden, wenn nicht absichtlich mit Schottern zum Zweck der Abmagerung angelegt, durch technisch begründete Substrate repräsentiert, wie Bahnschotter, alte Oberflächen und Unterbauten sowie Fundamentreste. Diese an natürliche Vorbilder zwar erinnernde aber völlig künstliche Heterogenität sollte man als Vielfalt steigernde historische ‚Spur‘ erhalten, mit dem Nebeneffekt, dass dann teure und nutzlose Bodenverbesserungen sowie Deponierungen der alten Substrate entfallen. Sie lässt es bei aller Wertschätzung heimischer Arten sinnlos erscheinen, in der Stadt natürliche Pflanzengesellschaften rekonstruieren zu wollen. Bei einer spontanen Entwicklung können daher Pflanzen auch nebeneinanderstehen, die in ‚freier Natur‘ nie zusammen vorkommen würden.

Die weitere Ausgestaltung der Stadt als Kulturlandschaft bedeutet dann, sie als ‚ganzheitlichen‘ alltagstauglichen ‚Lebensraum‘ zu gestalten, wobei ‚Gestaltung‘ eine gezielte und für die Landschaftsarchitektur nur bedingt attraktive, weil honorarmindernde Bescheidenheit bedeutet (sparsamer Mitteleinsatz, dynamische Haltbarkeit und Pflegeleichtigkeit der Ausstattung sowie soziale Nutzbarkeit auf Grundlage spontaner Regenerationsfähigkeit standortbezogener Vegetationsbestände). Die Gestaltungen können Biotopcharakter annehmen, d. h. „lokal (klimatisch, standortökologisch angepasste Ökotypen“ (Sauerwein 1995/96, 38) werden, wenn sich Nutzungen und Vegetationsbestände längerfristig aufeinander einspielen. Doch konzentriert man sich nicht auf den Artenschutz allein und auch nicht innerhalb des Artenschutzes auf einzelne ästhetisch besonders attraktive Arten, wie etwa beim aktuell in der Landschaftsarchitektur populären Animal Aided Design,¹⁷ sondern auf das Ziel, möglichst vielfältige Lebensbedingungen (Standortpotentiale) zu schaffen und gleichzeitig den Pflegeaufwand möglichst gering zu halten. Die Differenzierung in öffentliche, halböffentliche und private Räume bedingt dann nicht nur unterschiedliche Zuständigkeiten, sondern auch Vorgehensweisen und Vorlieben. Das heißt, dass Privatgartenbesitzern im besten Fall ihrer privaten Pflanzenliebhaberei nachgehen können, wenn sie das wollen. Immer seltener ist dies allerdings der Fall. Wenn allerdings das Interesse an Naturschutz im Garten groß ist, werden häufig ‚Biotope‘ als alternative Liebhaberobjekte nachgebaut. Dazu wäre einiges zu sagen, u. a. werden das dann meist keine „lokal angepassten Ökotypen“, sodass sich das oben erwähnte Pflegeproblem stellt. Daher wird auch das private Naturgärtnern entweder zu einer ziemlich aufwändigen Art des Gärtnerns oder auf die geschilderten Vegetationstypen hinauslaufen, wenn entsprechende praktische Erfahrungen gemacht und verarbeitet werden oder die Gärten verwildern dann eigentlich.

17 Der hier ‚individualistisch‘ begründete Bezug auf die Förderung einzelner Tierarten scheint hauptsächlich der ideologischen Entlastung von den politisch problematischen Konnotationen des Lebensraumbegriffs zu dienen, der jedoch gerade im Umgang mit der Vegetationsdynamik nicht zu halten ist. Die Vegetation und vor allem der pflegerisch entwickelnde Umgang mit ihr wird jedoch, typisch für die Landschaftsarchitektur, weitgehend ausgeblendet, weil ein letztlich alles kontrollierender Gestaltungsanspruch vertreten wird, der nicht nur im Gegensatz zu ihrer natürlichen Dynamik steht, sondern auch völlig einem ‚freien Spiel der Möglichkeiten‘ im Freiraum entgegengesetzt ist; vgl. Hauck und Weiser 2019. Dies auszuführen, muss einer anderen Publikation vorbehalten bleiben.

Noch besser wäre aber, es würden wieder verstärkt die Nutzungen diversifiziert werden, also nicht nur Abstands- und Freizeitflächen, sondern vor allem auch Nutzgärten angelegt werden. Denn selbstangebautes Obst und Gemüse weist nicht nur vielfältigere Sorten auf und schmeckt immer besser als alles, was man in den Supermärkten bekommt, sondern es entstehen bei der Bewirtschaftung dieser Gärten neben Obstbäumen und Beeten auch unweigerlich mehr Grenzlinien und damit Potentiale für Säume zwischen den Nutzungen sowie diverse Materialhaufen. Zudem kann dann die bei der Pflege gewonnene Biomasse kompostiert und sinnvoll verwendet werden. Damit würde im Kleinen nachvollzogen, was in der traditionellen Kulturlandschaft vor der Erfindung des Kunstdüngers üblich war, nämlich ein Nährstofftransfer von den Wiesen und Weiden auf die Ackerflächen. In Verein mit wassergebundenen Decken, Strauchgruppen und Hecken, berankten Zäunen und Mauern, einzelnen Großgehölzen und (Obst-) Bäumen sowie mit Wildkräutern besetzten Blumenrasen, Wiesen und Säumen könnte zumindest partiell die Struktur- und Artenvielfalt der vielerorts verschwundenen dörflichen Gärten und Siedlungsränder wieder entstehen, die bis in die 1960er Jahre auch in Städten noch weitverbreitet war. Wenn dann auch noch wieder Kleintiere gehalten werden, was ja zunehmend geschieht, wäre nicht nur für die Teilversorgung mit qualitativ hochwertiger Nahrung, sondern auch für den städtischen Naturschutz schon sehr viel gewonnen.

Literatur

- Auerswald, B.; Bartung, L.; Hülbusch, K.-H.; Müller, H.-U. 1986: Der gärtnerische Einsatz der Flora der Spontanvegetation – ein Erfahrungsbericht. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hg.): Krautern mit Unkraut oder: Gärtnerische Erfahrungen mit der spontanen Vegetation. Notizbuch 2 der Kasseler Schule. Kassel. 5-77.
- Bahrtdt, H. P. 1962: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek bei Hamburg.
- Bellin, F.; Hülbusch, H.-K. 2001 (Bearb.): Gartenbau in vier Abtheilungen oder: Die Haus-Gemüse-Wirtschaft. Notizbuch 57 der Kasseler Schule. Kassel.
- Bellin-Harder, F. 2017: Autonome Aneignung und planerische Regel in der Kasseler Schule. Wie der Straßenbaum vom Hausbaum zum ‚guten‘ Verwaltungsakt wird. In: Hauck, Th. E.; Hennecke, S.; Körner, S. (Hg.): Aneignung urbaner Freiräume. Ein Diskurs über städtischen Raum. Bielefeld. 47-74.
- Bellin-Harder, F. 2021: Wiesen werden gemäht und nicht gesät – Wie Blüten uns die Sicht auf die Wiesen vernebeln. Stadt und Grün 70 (9): 11-16.
- Berthold, P. 2018: Unsere Vögel. Warum wir sie brauchen und wie wir sie schützen können. Berlin.
- Bollenbeck, G. 1996: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt/M.
- Burkhardt, L. 1985: Die Kinder fressen ihre Revolution. Wohnen – Planen – Bauen – Grünen. Köln.
- Bundesamt für Naturschutz 2015: Artenschutz-Report 2015. Tiere und Pflanzen in Deutschland. Bonn. https://www.bfn.de/fileadmin/BfN/presse/2015/Dokumente/Artenschutzreport_Download.pdf. Download 21.05.2015.
- Clements, F. E. 1936: Nature and Structure of the Climax. In: The Journal of the Ecology. H. 1/1936: 252-284.

- Demand, Ch. 2007: Die Invasion der Barbaren. Weshalb ist Kultur eigentlich immer bedroht? *Merkur* 61 (8/9): 870-880.
- Disko, R. 1996: Mehr Intoleranz gegen fremde Arten. *Nationalpark* Nr. 93 (4): 38-42.
- Disko, R. 1997: ‚Grauhörnchen für Bayern‘? *Nationalpark* Nr. 97 (3): 43-46.
- Duthweiler, S.; Eben, P. 2021: Regenwasserversickerungskonzepte mit regionalen Pflanzen. Die Regionalisierung in der Staudenverwendung wird wiederentdeckt. *Stadt und Grün* 70 (9): 17-22.
- Eisel, U. 2021: Individualität als Entwicklungsprinzip. Bd. 1: Humanismus im Widerspruch. Münster.
- Eisel, U. 2021: Individualität als Entwicklungsprinzip. Bd. 2: Erdgebundene Geschichte. Münster.
- Gleason, H. A. 1926: The individualistic concept of plant association. *Bull. Torey Bot. Club* 53: 7-26.
- Gradmann, R. 1898/1936: Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb. 3. Aufl. Bd. 1. Tübingen.
- Granda Alonso, E. 1996: Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr! Stadtbauerschule „Vertrauliche Mitteilungen über Bäume“. *Notizbuch 38 der Kasseler Schule*. Kassel. 64-129.
- Goulson, D. 2020: *The Garden Jungle or Gardening to Save the Planet*. London.
- Hard, G. 1983: Gärtnergrün und Bodenrente. In: *Landschaft + Stadt* 15/3: 97-104.
- Hard, G. 1985: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. In: Backé, B.; Seger, M.: *Festschrift Elisabeth Lichtenberger*. Klagenfurter Geographische Schriften. Bd. 6. S. 29-52. Klagenfurt.
- Hard, G. 1995: *Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo*. Osnabrück.
- Hauck, Th.; Weisser, W. 2019: *Animal-Aided Design im Wohnumfeld. Einbeziehung der Bedürfnisse von Tierarten in die Planung und Gestaltung städtischer Freiräume*. Kassel, München.
- Hülbusch, I. M. 1978: *Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum*. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel. Schriftenreihe 01, H. 033. Kassel. 2. Auflage.
- Hülbusch, H.-K. 1981: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: Andritzky, M.; Spitzer, K. (Hg.): *Grün in der Stadt, von oben, von selbst, für alle, von allen*. Reinbek bei Hamburg. 320-330.
- Hülbusch, H.-K. 1999: *Landschaftsschaden – Ein Phänomen der Kulturlandschaft*. Diplomarbeit am Institut für Landschaftspflege und Naturschutz der Technischen Hochschule Hannover. 1967. In: *Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation* (Hg.): *Notizbuch 52 der Kasseler Schule*. Kassel. 4-51.
- Jackson J. B. 1952: *Human: All Too Human Geography*. *Landscape* Vol. 2, No. 2, 2-7.
- Jullien, F. 2017: *Es gibt keine kulturelle Identität*. Frankfurt/M.
- Kienast, D. 1981: Vom Gestaltungsdictat zum Naturdictat – oder: Gärten gegen Menschen? *Landschaft und Stadt* 13 (3): 120-128.
- Korn, P. 2013: *Peter Korn's Garden. Giving plants what they want*. Göteborg.
- Körner, S. 2000: *Das Heimische und das Fremde. Die Werte Vielfalt, Eigenart und Schönheit in der konservativen und in der liberal-progressiven Naturschutzauffassung*. Münster.

- Körner, S. 2001: Theorie und Methodologie der Landschaftsplanung, Landschaftsarchitektur und Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung vom Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. Landschaftsentwicklung und Umweltforschung, Schriftenreihe im Fachbereich Umwelt und Gesellschaft der TU Berlin, Nr. 118. Berlin.
- Körner, S. 2005: Natur in der urbanisierten Landschaft. Ökologie, Schutz und Gestaltung. Wuppertal.
- Körner, S. 2016: Die Kasseler Schule. In: Schweizerische Gesellschaft für Gartenkultur (Hg.): Beton und Biotop. Gärten und Landschaften der Boomjahre. Topiaria Helvetica 2016, 61-70.
- Körner, S. 2017: Aneignung in der Freiraumplanung – eine ideengeschichtliche und planungstheoretische Einordnung. In: Hauck, Th. E.; Hennecke, S.; Körner, S. (Hg.): Aneignung urbaner Freiräume. Ein Diskurs über städtischen Raum. Bielefeld. 129-150.
- Körner, S. 2019: Landschaft als städtebauliches Leitbild? Raumplanung 204 (6): 25-32.
- Körner, S. 2020: Theoriebildung in Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung. In: Berr, K.; Hahn, A. (Hg.): Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft. Wiesbaden. 339-364.
- Körner, S.; Heger, T.; Hadbawnik, K.; Jäger, K.; Vicenzotti, V. 2002: Stadtökologie und Freiraumnutzung. Freiräume an der Universität Gesamthochschule Kassel. Stadt und Grün 51 (9): 33-43.
- Körner, S.; Nagel, A. Eisel, U. 2003: Naturschutzbegründungen. Bonn, Bad-Godesberg.
- Kötzle, M. 1999: Eigenart durch Eigentum. Die Transformation des christlichen Ideals der Individualität in die liberalistische Idee von Eigentum. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur, Band 10. Berlin.
- Kowarik, I. 1992a: Das Besondere der städtischen Flora und Vegetation. In: Deutscher Rat für Landespflege (61): 33-47.
- LeRoy, L. 1978: Natur ausschalten, Natur einschalten. Stuttgart.
- Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Kassel.
- Machatschek, M. 2002: Laubgeschichten. Gebrauchswissen einer alten Baumwirtschaft, Speise- und Futterlaubkultur. Wien, Köln, Weimar.
- Mattern, H. 1950: Über die Wohnlandschaft. In: Mattern, H. (Hg.): Die Wohnlandschaft. Stuttgart. 7-24.
- Norberg-Schulz, Ch. 1982: Genius loci. Landschaft, Lebensraum, Baukunst. Stuttgart.
- Radkau, J. 2000a: Grün ist die Heimat. Die Zeit (40), 28.09.2000. 11.
- Reichholf, J. H. 1994: Kampf an den falschen Fronten. Die Zeit, 01.07.1994.
- Reichholf, J. H. 1996a: In dubio pro reo! Mehr Toleranz für fremde Arten. Nationalpark Nr. 91 (2): 21-26.
- Reichholf, J. H. 1996b: Das Comeback der Biber. Ökologische Überraschungen. München.
- Reichholf, J. H. 2007: Stadtnatur. Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. München.
- Reichholf, J. H. 1997: Sine ira et studio. Nationalpark Nr. 95 (2): 19-21.
- Reichholf, J. H. 2007: Stadtnatur. Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. München.
- Sauerwein, B. 1995: Spontankultur und Stadtnatur. Eine freiraumplanerische Erwidern auf die grünplanerische Vereinnahmung des dysfunktionalen Freiraumes als ästhetisch-ökologischer Gegenstand bei Dinnebir in das Gartenamt 43 (1994), Heft 8, Seiten 524-526. Das Gartenamt 44 (1): 42-46.

- Sauerwein, B. 1995/96: Vegetationshandwerk und acht Jahre Freiraumpflege. Die Freiräume der Gesamthochschule Kassel (GhK) am Holländischen Platz (Hopla). Diplomarbeit in der AG Freiraum und Vegetation am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel.
- Schütz, A. 1974: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/M.
- Schwarz, U. 1980: Der Naturgarten. Frankfurt/M.
- Sperl, I. 2022: „Meine Pflanzen setze ich in Sand.“ Interview mit Peter Korn. Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 19.06.2022.
- Trepl, L. 2012: Die Idee der Landschaft. Eine Kulturgeschichte von der Aufklärung bis zur Ökologiebewegung. Bielefeld.
- Veblen, T. 2000: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Erstmals 1899. Frankfurt/M.
- Westphal U. 2011: Hecken – Lebensräume in Garten und Landschaft. Ökologie, Artenvielfalt, Praxis. Darmstadt.
- Westphal U. 2018: das große Buch der Gartenvögel. Unsere Vögel im Garten erleben, fördern, schützen.